

Sophie de Ségur

Abenteuer des Esels Cadichon

Mit 52 Illustrationen von Horace Castelli

Aus dem Französischen frei bearbeitet
von Ulrich Taschow



AVOX VERLAG



avox fantasia

1. Auflage 2013

© Avox Verlag Leipzig 2013

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Aus dem Französischen frei bearbeitet von Ulrich Taschow

Originalvorlage: Mémoires d'un âne, Paris 1860

Illustrationen: Horace Castelli, bearbeitet und ergänzt von avox media

Umschlaggestaltung: avox media unter Verwendung eines Holzschnitts von Horace Castelli

Coverbild: Horace Castelli, koloriert und bearbeitet von avox media

Satz und Layout: Avox Verlag

www.avox-verlag.de, info@avox-verlag.de

Printed in Germany 2013

ISBN: 978-3-9369-7911-4

„Mitgefühl mit Tieren und ein guter Charakter sind derart eng miteinander verbunden, dass man mit Gewissheit sagen kann, dass niemand, der grausam gegen Tiere ist, der sie tötet und verspeist, ein guter Mensch sein kann.“

Arthur Schopenhauer (1788–1860)

„Mensch, erhebe dich nicht über die Tiere! Sie sind unschuldig und ohne Sünde. Du aber mit deiner angeblichen Erhabenheit befleckst die Erde und ziehst Spuren deiner Verderbtheit hinter dir her.“

Fjodor M. Dostojewski (1821–1881)

„Solange die Menschen die Tiere auf allerschrecklichste Weise tagtäglich millionenfach in den Zucht- und Schlachthäusern quälen und ermorden, ihnen kein Lebensglück zugestehen, können sie gemäß dem höheren Prinzip der actio und reactio selbst auch niemals glücklich werden.“

Ulrich Taschow

Inhalt

1. Der Markt	15
2. Die Verfolgung	25
3. Die neuen Herren	28
4. Die Brücke	34
5. Das Gespenst auf dem Kirchhof	42
6. Der Schlupfwinkel	47
7. Das Medaillon	56
8. Die Feuersbrunst	62
9. Das Eselrennen	68
10. Die gute Herrschaft	81
11. Cadichon wird krank	88
12. Die Räuber	93
13. Die unterirdischen Gewölbe	100
14. Die Jagd	114
15. Der Mord	130
16. Médor	139
17. Die grausamen Schulkinder	150
18. Der gelehrte Esel	155
19. Der Frosch	173
20. Das Pony	179
21. Die Strafe	193
22. Die Bekehrung	206
23. Die Diebe	229
24. Das Verhör	243
25. Versöhnung und Sühne	250
26. Der Fischzug	261
Epilog	278
Jakobs Nachtrag	283

Illustrationen

1	Ich und Elisabeth	12
1	Schwer beladen treibt man mich zum Markte	17
1	Die Pächterin schlägt und beschimpft mich	20
1	Karl und mein Kollege stürzten durch das faule Brett ins Wasser	39
1	Die Kinder retten Karl aus dem Fluss	40
1	Das vermeintliche Gespenst auf dem Kirchhof	43
1	Die Menschen trinken und mich lässt man verdursten	49
1	Die Bauern schwärmen aus, um mich zu suchen	51
1	Die Bauern kommen unverrichteter Dinge zurück	51
1	Meine arme Pauline liegt im Sterben	66
1	Die Esel sind alle festlich geschmückt	70
1	Ich und Mutter Tranchet	75
1	Wir Esel rennen um die Wette	78
1	Als ich krank war, umsorgten mich die Kinder rührend	91
1	Der erste Räuber schleicht aus seinem Versteck	95
1	Die Polizisten schlagen sich gegenseitig erbarmungslos nieder	106
1	Ich vermassele den Jägern die Jagd	121
1	Die erfolglosen Jäger sitzen unterm Baum und schlagen sich die Bäuche voll	131
1	Ich trage meinen armen, getöteten Freund Médor heim	135
1	Ich beiße dem brutalen Julius in den Arm	143
1	Die hartherzige Pächterin versucht mich zu fangen	144
1	Die grausamen Schulkinder jagen die Katze	151
1	Der Auftritt des gelehrten Esels Mirliflor	160
1	Ich lasse den Blumenstrauß in Kamillas Schoß fallen	162
1	Ich ziehe Mirliflors Herrn die Narrenkappe über den Kopf	164
1	Ich werde vom Publikum gefeiert	167

1	August, der Prahlhans	173
1	August und die Spinne	174
1	August und der unheimliche Frosch	176
1	Die Diener ziehen August aus der Jauchengrube	187
1	August stinkt so jämmerlich, das keiner ihn anfassen will	188
1	Die Dienerschaft hetzt über meine Streiche und Schlechtigkeiten	193
1	Der Kutscher Bouland und die Kammerjungfer	194
1	Bouland wirft mir die Schlinge um den Hals und schnürt mir die Luft ab	195
1	Der Kutscher lässt mich die Schändlichkeiten mit der Fuhrmannspeitsche abbüßen	196
1	Der Doktor berichtet den Kindern von Augusts Gesundheitszustand	203
1	Der durch mich ins Elend geratene Besitzer Mirliflors und seine Familie	217
1	Die gute Jungfer Jette und der geizige Stallbursche	225
1	Die frechen Diebe Pfiffig und Hauptschlüssel	230
1	Ich reiße Hauptschlüssel von der Mauer	234
1	Die aus dem Schlafe gerissenen Männer eilen aus dem Schloss	235
1	Der Gärtner untersuchte die Taschen der beiden Diebe	237
1	Die Kinder veranstalten eine Kocherei im Park	255
1	Die Wölfe wittern August	256
1	August versucht sich vor den Wölfen auf den Baum zu retten	258
1	Die Kinder beim Abwasch im Park	259
1	August wirft das verhängnisvolle Fischernetz in den Teich	267
1	Ich ziehe den halb ertrunkenen August ans rettende Ufer	270
1	Johanna verfüttert meinen Hafer an ihre Kaninchen	273
1	Die liebe Großmama erklärt mich zum Mitglied der Familie	275



Meinem lieben Freund

Jakob de Ségur

gewidmet



Liebe Kinder und Enkelkinder der lieben guten Großmama! Ihr seid zwar stets gütig gegen mich gewesen, aber habt doch von den Eseln im Allgemeinen immer nur mit Geringschätzung geredet. Euch nun eines Besseren zu belehren und um Euch zu zeigen, wer und was wir Esel in Wirklichkeit sind, schreibe ich diese „Erinnerungen“ nieder und widme sie meinem allerbesten Freund, dem kleinen Jakob de Ségur.

Ihr werdet daraus erkennen, dass ich armer Esel, wie auch meine Freunde, die Esel, Eselinnen und Eselsfüllen, von den Menschen stets gar ungerecht beurteilt und behandelt worden sind und noch immer behandelt werden. Ihr werdet sehen, wie viel Verstand und welche ausgezeichneten Eigenschaften wir Esel besitzen, aber auch, wie verkehrt und töricht ich selbst in meiner Jugend gewesen, wie hart ich dafür bestraft worden bin und wie unglücklich ich darüber war, bis dann endlich die Reue mich ergriff, mein ganzes Wesen verwandelte und mir die Zuneigung meiner Gebieter und Gefährten wieder erwarb.

Nachdem Ihr dieses Büchlein gelesen habt, werdet Ihr Euch endlich eingestehen müssen, dass, statt wie bisher zu



sagen: „Dumm wie ein Esel, unwissend wie ein Esel, eigensinnig wie ein Esel, frech wie ein Esel“, es vielmehr von nun an richtig heißen muss: „Geistreich wie ein Esel, klug wie ein Esel, verständnisvoll wie ein Esel, liebevoll wie ein Esel.“ Und ich bin mir sicher, dass Ihr und Eure lieben Eltern noch stolz auf diese Lobeserhebungen sein werdet. I-ah!

Nun wünsche ich Euch, meine lieben Kinder, nur noch, dass Eure erste Lebenshälfte nicht der meinigen gleichen möge!

Cadichon, kluger Esel.





1. Der Markt

An meine früheste Kindheit erinnere ich mich nicht mehr sehr genau. Wahrscheinlich war sie ebenso unglücklich und sorgenvoll, wie es die Jugend der meisten Esel gewöhnlich ist. Nichts desto trotz war ich schön und gewandt, wie wir Esel alle sind. Darüber hinaus bin ich sicherlich schon damals sehr gescheit gewesen, da ich trotz meines nunmehr fortgeschrittenen Alters noch immer viel mehr Verstand besitze als meine übrigen Artgenossen.

Mehr als einmal habe ich meine armen Herren tüchtig angeführt, die halt nur einfache Menschen waren und folglich nicht den Verstand eines Esels besitzen konnten. Diesen Mangel möchte ich ihnen weiß Gott nicht vorwerfen, aber dennoch meine Aufzeichnungen gleich mit der Erzählung eines Streiches aus meinen Jugendjahren beginnen, der das, was ich über das recht begrenzte Wesen der Menschen anzudeuten versuchte, hinlänglich belegen wird.

Da die Menschen weitaus weniger wissen als die Esel, wird es auch Euch Lesern dieses Buches unbekannt geblieben sein, was doch allen Eseln bekannt ist, dass nämlich an jedem Dienstag in dem kleinen Städtchen Laigle ein Markt stattfindet, auf welchem Gemüse, Butter, Eier, Käse, Obst und andere gute Dinge verkauft werden. Dieser Markttag nun ist ein Tag der ewigen Leiden für meine armen Mit-



brüder. Und natürlich war er es auch für mich lange Zeit, bis ich zu meiner jetzigen guten alten Herrin, Eurer lieben Großmama, kam.

Damals jedoch gehörte ich noch einer sehr boshaften Pächtersfrau, die gar viel von mir verlangte. Stellt Euch nur vor, sie ging in ihrer Bosheit gar so weit, alle Eier, welche ihre Hühner die ganze Woche über legten, alle Butter, allen Käse, welche die Milch der Kühe lieferte, alles Obst, alles Gemüse, das in dieser Zeit reifte, in zwei riesige Körbe zu füllen, um sie alsdann mir armem Esel auf den Rücken zu laden.

War ich nun derart bepackt, dass ich kaum mehr einen Schritt zu gehen vermochte, so setzte sich diese böse Frau auch noch oben neben die Körbe auf meinen Rücken und zwang mich, den unter der schweren Last halb Erdrückten und Todmüden, noch obendrein bis nach Laigle zu traben, obwohl dieser unselige Ort eine ganze Stunde weit vom Pachthofe entfernt liegt. Diese Hartherzigkeit reizte mich immer wieder zum heftigsten Zorn, den ich aber lange Zeit aus Furcht vor den Stockschlägen nicht zu zeigen wagte, mit denen meine Gebieterin nicht so sparsam wie mit dem Futter umging. Ihr dicker Stock hatte starke Knoten, welche empfindlich schmerzten, so oft sie mich damit schlug.

Entdeckte ich sie bei den Vorbereitungen zum Markte, so seufzte und stöhnte ich unwillkürlich tief auf. Manchmal freilich wieherte ich auch herzerweichend in der leider stets vergeblichen Hoffnung, meine unbarmherzige Herrin dadurch milder zu stimmen.

„Auf, großer Faulenzer“, hieß es dann jedes Mal, wenn man mich holte: „Willst du wohl schweigen und uns nicht mit deiner garstigen Stimme belästigen! I-ah, I-ah! Das ist





eine saubere Musik, die du da aufführst! Und nun los, Julius, mein Junge, führe den alten Faulenzer an die Treppe, damit deine Mutter ihm die Last leichter aufladen kann. Da ein Korb mit Eiern ... noch einer ... hier der Käse, die Butter ... das Gemüse ... So, nun ist's gut! Welch hübsche Ladung, die uns wohl ein schönes Stück Geld einbringen wird. Mariechen, mein Kind, hole einen Stuhl und hilf deiner alten Mutter aufsteigen. So, danke, jetzt ist's gut!“

Ach, wie ich diese immer gleichen Worte meiner bösen Herrin doch hasste. Und nun fehlte nur noch der Kommentar meines nicht minder böartigen und einfältigen Herren:

„Na dann, glückliche Reise, Frau! Lasse den Faulenzer von Esel nur ordentlich laufen. Da ist dein Stock. Hau nur immer tüchtig drauf, damit er sieht, wer hier der Herr im Hause ist!

Piff, paff! So ist's recht. Noch einige weitere kräftige Liebkosungen dieser Art, und du wirst unseren dummen Esel schon in den rechten Trab bringen.“

Piff, paff! Piff, paff ...! Der unselige Stock hörte gar nicht mehr auf, mir die Seiten, den Hals, die Beine zu bearbeiten. Ich trabte, ich galoppierte, ja ich raste fast wie der Wind. Doch noch immer schlug mich die grausame Pächterin und jauchzte voller Freude. Und mit jedem Leidenslaut, der mir entwich, wurde ihre Laune immer besser und besser.

Empört über diese Ungerechtigkeit und Grausamkeit, versuchte ich meine Herrin abzuwerfen. Allein ich war zu stark beladen. Ich konnte nur springen, mich rechts und links schütteln und hatte wenigstens die Genugtuung, sie zum Schwanken zu bringen.



„Boshafter Esel! Dummes, verfressenes Tier! Freches, eigensinniges Vieh! Ich werde dich lehren, was es heißt, sich gegen seine gute Herrin aufzulehnen. So, piff, paff, da hast du's. Bis nach Laigle werd ich dich den Stock schmecken lassen!“

Und wirklich schlug sie mich die ganze Strecke über derart furchtbar, dass ich nur mit der allergrößten Anstrengung die Stadt erreichte. Endlich auf dem Marktplatz angekommen, hob man alle Körbe von meinem armen, völlig geschundenen Rücken herunter auf den Boden, band mich in der glühenden Mittagssonne an einen Pflock. Und meine Herrin ging erst einmal gemütlich frühstücken. Mir aber, der ich fast vor Hunger und Durst ohnmächtig wurde, bot man nicht einmal ein Grashälmchen oder ein Tröpfchen Wasser an.

Doch einmal hatte die böse Pächterin den Strick zu lang gelassen, so dass ich mich während ihrer Abwesenheit des leckeren Gemüses bemächtigen konnte. Voller Genuss erfrischte ich meinen trockenen Gaumen und füllte meinen leeren Magen mit einem ganzen Korb voll des köstlichsten Kohls und Salates. Ja, in meinem ganzen Leben hatte ich keinen besseren gekostet und ließ gerade das letzte Blättchen in meiner Kehle verschwinden, als meine Herrin zurückkam.

Als sie den Korb leer fand, stieß sie einen derart grässlichen Schrei aus, dass es mich in Mark und Bein erschütterte, und auch die Kinder der Umstehenden augenblicks vor lauter Schreck zu weinen anfangen. Doch schon hatte ich mich wieder gefangen, und blickte meine Herrin so unbefangen und zufrieden an, dass sie mein Verbrechen sogleich erriet. Unmöglich, Euch all die Schimpfworte zu wiederholen, die sie mir da an den Kopf warf. Denn sie war eine sehr gemeine und ordinäre Frau und konnte im Zorne Dinge sage, über

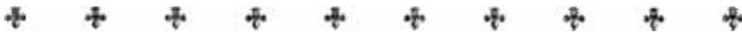


welche selbst ich als Esel erröten musste. Nachdem sie mich also mit den demütigendsten Schmähreden überhäuft hatte, die ich meinerseits einzig damit beantwortete, dass ich mir das Maul leckte und ihr mein Hinterteil zuwandte, nahm sie den Knotenstock und schlug mich derart grausam und unmenschlich, dass mir schlussendlich die Geduld ausging.



Einem verzweifelten Naturtriebe folgend, setzte ich mich zur Wehr, schlug mit meinen kräftigen Hinterpfoten aus und versetzte ihr drei denkwürdige Schläge, von denen der erste ihr die krumme Nase und zwei schwarze Zähne einschlug, der zweite ihre Hand zerschmetterte, in der sie den Stock hielt. Und der dritte traf sie derart heftig in den Magen, dass sie rücklings zu Boden purzelte.

Dies aber sollte mir schlecht bekommen. Wohl an zwanzig Menschen fielen augenblicks über mich her und überhäuften mich wie ein Hagelgewitter mit Schimpfworten und Prügel, als wäre ich der Teufel in Person. Meine angeschlagene Herrin wurde fortgetragen, wohin, weiß ich nicht. Mich hingegen ließ man an dem Pflock angebunden zurück, neben dem



all die mitgebrachten Köstlichkeiten ausgebreitet lagen. So blieb ich lange Zeit wie betäubt liegen. Als ich aber merkte, dass niemand meiner gedachte, verspeiste ich auch den zweiten Korb voll trefflichem Gemüse, zernagte mit meinen Zähnen den Strick, mit dem ich festgebunden war, und schlug langsam den Rückweg zum Pachthof ein. Die Leute, denen ich unterwegs begegnete, wunderten sich sehr, mich so allein zu sehen.

„Sieh einmal den Grauen mit seinem zerrissenen Zaumzeug. Bestimmt ist der böse Strolch durchgegangen!“, rief der eine.

„Nun, dann ist es wohl ein entflohener Sträfling“, erwiderte der andere. Und beide lachten hässlich.

„Er trägt keine Last auf seinem Rücken. Na wo gibts denn so was“, schrie ein dritter garstig.

Und ein vierter brüllte: „Ganz sicher hat er seinem Herrn einen schlechten Streich gespielt. Lasst ihn nur ordentlich die Knute spüren!“

„Fang du ihn doch, Mann. Anstatt ihn zu schlagen, wollen wir lieber unseren Kleinen auf seinen Sattel setzen“, schlug hingegen eine dicke Frau, groß wie ein Berg, vor.

„Nur den Jungen? Ach was“, entgegnete ihr Mann: „Der kann wohl dich und unseren Knaben zusammen tragen.“

Da ich nun den Leuten eine gute Meinung von meiner Sanftmut und Gefälligkeit beibringen wollte, näherte ich mich ganz anständig und langsam der fetten Bäuerin und blieb neben ihr stehen, damit sie auf meinen Rücken steigen könne.

„Er sieht gar nicht boshaft aus, der Graue“, sagte der Mann, indem er seiner Frau auf den Sattel half.



Ich lächelte mitleidig bei dem Worte „boshaft“. Als ob ein gut behandelter Esel jemals boshaft wäre und ging bei ihrem Gewicht fast in die Knie. Wir Esel sind nur dann zornig, ungehorsam und eigensinnig, wenn wir durch Schläge und Misshandlungen, wie wir sie so oft ungerechterweise erdulden müssen, zur Rache gereizt werden. Behandelt man uns aber mit Freundlichkeit, so sind wir die allerliebsten und gutmütigsten Geschöpfe auf Erden, ja weit besser als die meisten Menschen!

So trug ich voller Würde die dicke Frau und ihren kleinen Jungen nach ihrem Hause. Es war ein allerliebster Knabe von etwa zwei Jahren, der mich lieb kostete, mich sehr liebenswürdig fand und mich sehr gern behalten hätte. Allein mir schien sein Angebot nicht ganz redlich. Meine Herrin hatte mich gekauft, und ich gehörte ihr. Da ich ihr schon die Nase, die Zähne und die Hand verletzt, und zudem auch noch ihren Magen ziemlich unsanft getroffen hatte, war ich hinreichend gerächt. Da ich nun sah, dass die Mutter dem kleinen Jungen nachgeben wollte (denn ich hatte gleich bemerkt, dass sie ihn sehr verzog), machte ich einen kleinen Seitensprung, und ehe die Mutter mich beim Zaum ergreifen konnte, lief ich im Galopp nach Hause auf den Pächterhof zurück.

Mariechen, die Tochter meiner Herrin, gewährte mich zuerst:

„Ei, da ist ja unser Grauer! Warum ist er denn schon so früh da? Julius, komm, nimm ihm den Sattel ab.“

„Boshafter Esel“, sagte Julius in brummendem Tone: „Immer muss ich mich mit dem dämlichen Tier abmühen. Warum ist er überhaupt ganz allein heimgekommen? Ich wette, er ist durchgegangen. Garstiger Graukopf!“, fügte er hinzu



und versetzte mir einen derart kräftigen Fußtritt an meine Beine, dass ich vor Schmerzen fast zu Boden gestürzt wäre.

„Wenn ich nur wüsste, ob du wirklich durchgegangen bist. Dann würde ich dir augenblicks eine derartige Tracht Prügel geben, dass du zehn Tage nicht mehr aufstehst!“

Da mir das Joch abgenommen war, galoppierte ich bei diesen einladenden Worten zu meiner Sicherheit eilends davon. Kaum hatte ich den Graspfad betreten, als auch schon heftiges Geschrei vom Pachtthofe her ertönte. Vorsichtig steckte ich meinen Kopf durch die Hecke und sah voller dunkler Ahnung, wie man die Pächterin nach Hause trug. Die Kinder schrien laut auf. Ich spitzte die Ohren und vernahm, wie Julius beim Anblick seiner Mutter, deren Gesicht völlig entstellt und mit Blut bedeckt war, voller Entrüstung zu seinem Vater schrie:

„Vater, ich werd die große Peitsche aus der Sattelkammer holen, den Esel an einen Baum binden und ihn für seine Bosheit so lange züchtigen, bis sein Blut in Strömen fließt.“

Als nun Julius, ohne die Antwort des Vaters abzuwarten, nach dem Stalle lief, um die Peitsche zu holen, begann ich vor lauter Angst und Schwerenot wie Espenlaub zu zittern. Bereits sah ich mein Ende gekommen. Da galt es nicht zu zögern. Und ohne einen weiteren Gedanken wegen des Geldes, das ich den Pächtersleuten gekostet hatte, zu verschwenden, eilte ich nach der Hecke, die den Garten von den Feldern trennte, und stürzte mich mit solcher Gewalt auf sie, dass die harten Zweige zerbrachen und ich hindurch in die blaue Freiheit schlüpfte.

Lange, lange lief ich ohne Unterhalt, da ich mich noch immer verfolgt glaubte. Doch endlich konnte ich nicht mehr.



So hielt ich an, horchte ..., aber nichts außer dem friedlichen Summen der kleinen Bienen war zu hören. Vorsichtig erstieg ich eine Anhöhe. Doch tatsächlich, niemand war zu sehen. Da endlich wagte ich Atem zu schöpfen und mich vorsichtig darüber zu freuen, dass ich den abscheulichen Pächtersleuten glücklich entronnen war.

Allein schon bald fragte ich mich, was jetzt aus mir werden sollte. blieb ich in der Umgebung, so würde man mich erkennen, wieder einfangen und meinen grässlichen Herren ausliefern. Was also tun? Wohin mich wenden? Wo auf dieser großen weiten Welt gab es einen Ort, an dem ein armer, geschundener Esel wie ich sein Auskommen und einen Unterschlupf finden konnte?

Mit diesen trüben Gedanken blickte ich mich um und fühlte mich urplötzlich so einsam und verlassen wie das armseligste Wesen unter dem unendlichen blauen Himmel. Schon wollte ich große, dicke Eselstränen über meine unglückliche Lage vergießen, als ich bemerkte, dass ich mich ganz in der Nähe eines großen, prächtigen Waldes befand. Ja natürlich, ich kannte ihn. Es war der Wald von Saint-Evrout.

„Welch ein ungeahntes Glück!“, rief ich aus: „In diesem wunderschönen Walde werd ich zartes Gras im Überfluss, Wasser und frisches Moos zum Schlafen finden. Auf diese Weise kann ich mich einige Tage in ihm aufhalten und alsdann in einen anderen Wald wandern, der weiter, viel weiter von dem Pachthofe meiner Herren entfernt liegt. Ja, vielleicht so weit entfernt, um weit weg von den grausamen Menschen für immer bis zu meinem Tode ein Leben in Freiheit zu führen.“

Beflügelt von diesem hoffnungsvollen Gedanken betrat ich den friedlich schillernden Wald, fraß mit Entzücken das



junge Gras und trank aus einer frischen, sprudelnden Quelle. Als die stille Nacht hereinbrach, legte ich mich friedlich unter einer großen, alten Tanne auf das weiche Moos, lauschte noch ein wenig dem Wind, der anheimelnd durch die Blätter der Zweige strich und schlief schließlich unter den glitzernden Sternen sanft bis zum nächsten Morgen.



2. Die Verfolgung

Nachdem ich mich am anderen Morgen nochmals mit Speise und Trank gelabt hatte, ward ich mir meines Glückes erst recht bewusst: „Hurra, ich bin gerettet! Hier wird man mich niemals finden. Und nach zwei oder drei Tagen der Ruhe werde ich noch viel weiter gehen“, jubelte es in mir.

Doch kaum hatte ich diesen Gedankengang beendet, erscholl aus der Ferne das Bellen erst eines und gleich darauf eines zweiten Hundes. Und schon nach wenigen Augenblicken konnte ich das Heulen einer ganzen Meute unterscheiden. Beunruhigt und nichts Gutes ahnend, erhob ich mich und trabte einem kleinen Flusse entgegen, der mir am Vortag bereits aufgefallen war. Kaum hatte ich denselben betreten,



als ich auch schon die harte Stimme von Julius vernahm, der den Hunden zurief: „Sucht, Hunde, sucht gründlich! Entdeckt mir den elenden Esel! Packt ihn, zerreißt ihm die Beine! Doch lasst ihn noch ein wenig am Leben, damit ich auf seinem Rücken meine Nagelpeitsche probieren kann! Es wird mir ein Vergnügen sein, diesen verdammten Esel persönlich ins Reich der Toten zu befördern!“

Oh weh, der Schreck über diese Worte hätte mich fast getötet. Allein ich überlegte schnell, dass, wenn ich im Wasser weiter ginge, die Hunde meine Fährte nicht verfolgen könnten. So fing ich also an, im flachen Flusse, der glücklicherweise auf beiden Seiten mit dichtem Gebüsch bewachsen war, fortzurennen und lief lange, sehr lange, ohne auch nur ein einziges Mal anzuhalten. Das blutrünstige Bellen der Hunde und des boshaften Julius Stimme ertönten immer ferner, bis die Geräusche endlich völlig verstummten.

Atemlos und erschöpft hielt ich einen Augenblick inne, um zu trinken und einige Blätter eines nahen Gebüsches zu fressen. Meine Beine waren eiskalt und steif. Allein ich wagte noch immer nicht, das Flüsschen zu verlassen, da ich befürchtete, die Hunde möchten sich wieder nähern und den Geruch meiner Schritte wittern. Nachdem ich mich ein wenig im eiskalten Wasser ausgeruht hatte, begann ich abermals zu laufen, indem ich bis zum Ausgang des Waldes stets dem Lauf des Flusses folgte.

Da plötzlich stand ich vor einer großen Wiese, auf welcher an die fünfzig Ochsen weideten. Still lagerte ich mich in einer geschützten Ecke ins hohe Gras. Die Ochsen schenkten mir keine Aufmerksamkeit, so konnte ich nach Belieben fressen und mich ausruhen.



Gegen Abend betraten zwei Männer die Wiese.

„He, Bruder“, sagte der Größere von beiden: „Wollen wir heute Nacht die Ochsen nicht lieber heimtreiben? Man erzählt sich, dass Wölfe im Wald gesehen worden seien.“

„Wölfe? Wer hat dir denn den Bären aufgebunden?“

„Die Leute aus Laigle. Sie sagen, der Esel vom Pachthof sei von den Wölfen fortgeschleppt und im Walde gefressen worden.“

„Ach was! Die Leute auf dem Pachthof sind derart grausam, dass sie den Esel vermutlich totgeschlagen haben.“

„Warum aber sollten sie dann erzählen, die Wölfe hätten ihn gefressen?“

„Damit man nicht erfährt, dass sie ihn umgebracht haben.“

„Es wäre aber immerhin sicherer, die Ochsen heimzutreiben.“

„Tue, was du willst, Bruder. Mir liegt nichts daran.“

Ich rührte mich nicht in meiner Ecke, aus Angst, entdeckt zu werden. Zum Glück war das Gras sehr hoch und verbarg mich ausreichend. Die Ochsen auf der anderen Seite wurden nun aus dem Gehege nach dem Pachthof zugetrieben, wo ihre Besitzer wohnten. Ich meinerseits fürchtete mich nicht vor den Wölfen, war ich ja selbst der Esel, von dem man sprach, und hatte daselbst im Wald die vergangene Nacht verbracht. So schlief ich also auch meine zweite Nacht in Freiheit ganz vortrefflich und beendete eben mein Frühstück, als die Ochsen, von zwei großen Hunden begleitet, zur Wiese zurückkehrten.

Ruhigen Blickes sah ich sie an. Da plötzlich begann einer der Hunde zu bellen und mit drohendem Blicke auf mich



zuzulaufen. Sein Gefährte folgte ihm. Was nun tun? Wie ihnen entgehen? Geistesgegenwärtig stürzte ich mich auf die Einfriedigung, welche die Wiese umgab, und konnte sie glücklich überspringen. Hinter mir vernahm ich die Stimmen der Männer vom Abend zuvor, die jedoch ihre Hunde zurückriefen. Langsam setzte ich nun meinen Weg fort, bis ich einen weiteren Wald erreichte, dessen Name mir unbekannt war. Nach meiner Berechnung musste ich mindestens zehn Meilen bereits von meinem Pachtthof entfernt sein. Somit war ich endlich gerettet! Denn niemand kannte mich hier. Ich durfte mich zeigen, ohne befürchten zu müssen, zu meinen ehemaligen Herren zurückgeführt zu werden.



3. Die neuen Herren

Einen Monat verlebte ich ganz still in diesem Walde, erfreute mich an dem stetig wechselnden Spiel der Sonnenstrahlen, die herrlich durch das glitzernde Laub der Bäume fielen, und an dem Summen und Brummen der zahllosen Insekten, die ihre geheimnisvollen Tänze im stillen Waldesdunkel wie in einem geheimnisvollen Tempel aufführten. Zuweilen wohl langweilte ich mich auch ein



wenig und fühlte mich einsam. Aber immerhin war es besser, allein als unglücklich zu sein. Auch dachte ich in dieser stillen Zeit viel über den Sinn und Unsinn des Lebens nach. Ja, ich kämpfte mit der tief in meinem Herzen bohrenden Frage, warum die einen als Menschen und die anderen als Esel geboren werden, mit welchem Recht erstere über uns arme Kreaturen herrschen durften und ob jemals Gerechtigkeit und Frieden zwischen Mensch und Tier auf Erden einkehren würden?

Und irgendwann in einer sternklaren Nacht kam mir beim stillen Gesange einer einsamen Nachtigall die Erleuchtung. Das Übel musste von den Menschen ausgehen, denn im Tierreich gab es keine Diener. Die Tiere waren frei, auch wenn die Natur einige von ihnen zwang, andere Tiere zu fressen, um nicht zu verhungern. Doch von diesem bösen Fluch des Tötens waren wir sanftmütigen Esel glücklicherweise verschont geblieben. Bei diesen und ähnlichen Überlegungen verging die Zeit auf für mich bis dato ungewohnte Weise im Nachdenken über die Welt und das Leben. Und da es mir an so gut wie nichts ermangelte, mein Geist sich endlich frei bewegen durfte, fühlte ich mich fast völlig glücklich.

Eines Tages aber bemerkte ich jedoch, dass das Gras abnahm und hart wurde, die Blätter von den Bäumen fielen, das Wasser eiskalt und die Erde feucht geworden war.

Ach, dachte ich sorgenvoll: Was soll nun aus mir werden? Bleibe ich hier, werde ich vor Hunger und Kälte sterben. Gehe ich zurück zu den Menschen, beginnt mein Leid von Neuem. Ist es nicht also besser, hier in dem herrlichen Walde wie das von den Bäumen fallende Laub im Herbst still zu vergehen, ohne dass irgendeine Seele von meinem Tode erfährt! Hatte mir das Schicksal doch an diesem Orte we-



nigstens einige Monate Glück und Freiheit geschenkt. Und konnte ein armer Esel mehr von seinem Leben verlangen?

So begab ich mich traurig aber gefasst in mein Schicksal, wartete sehnsüchtig, dass der Tod in einer kalten Novembernacht mich endlich holen käme. Doch als es immer kälter und kälter wurde und mein leerer Magen sich schmerzvoll zusammenzog, siegte dann doch der Überlebenstrieb über meine Todessehnsucht. Und nach reiflichem Nachdenken und ernster Überlegung beschloss ich endlich, zu den Menschen zurückzukehren und mir bei ihnen ein Unterkommen zu verschaffen. So verließ ich den friedlichen Wald und begab mich schnurstracks nach einem nahe gelegenen Dorfe.

Dort sah ich als erstes ein kleines, abgesondert liegendes, sehr reinliches Häuschen. Eine alte Frau saß vor der Tür und spann. Ihr Aussehen voller Traurigkeit und Güte rührte mich. Bedächtig näherte ich mich ihr und legte sanft meinen Kopf auf ihre Schultern. Die gute Frau stieß einen lauten Schrei aus, sprang von ihrem Stuhle und schien in der Tat erschreckt. Ich rührte mich nicht von der Stelle und sah sie nur mit einem gutmütigen, bittenden Blicke an.

„Armes Tier“, sagte sie endlich: „Du siehst gar nicht böseartig und überdies ganz verhungert aus. Wenn du niemandem gehörst, wäre ich sehr froh, in dir einen Ersatz für mein armes, kleines Grauchen gefunden zu haben, das im letzten Sommer an Altersschwäche gestorben ist. Mit dir zusammen könnte ich mein Brot auch weiterhin verdienen, indem ich Gemüse auf dem Markt verkaufe. Ach, aber ...“, fügte sie seufzend hinzu: „Ohne Zweifel hast du einen Herrn.“

„Mit wem sprichst du, Großmütterchen?“, fragte eine sanfte Stimme aus dem Innern des Hauses.



„Ich spreche mit einem Esel, der mir unerwartet den Kopf auf die Schulter gelegt hat und mich so gutmütig anschaut, dass ich nicht das Herz habe, ihn fortzujagen.“

„Ei, ei, lass sehen!“, entgegnete die jugendliche Stimme.

Gleich darauf erblickte ich auf der Türschwelle einen schönen kleinen Knaben von etwa sechs bis sieben Jahren. Er war arm, aber sehr reinlich gekleidet und sah mich mit neugierigen, etwas scheuen Augen an.

„Darf ich ihn streicheln, Großmutter?“, fragte er.

„Gewiss, lieber Georg. Allein nimm dich in Acht, dass er dich nicht beißt.“

Der kleine Knabe streckte seinen Arm aus, und da er mich nicht erreichen konnte, stellte er sich erst auf die eine, dann auf die andere Fußspitze, um mir den Rücken zu streicheln. Ich rührte mich nicht, aus Furcht, ihn zu erschrecken, drehte nur meinen Kopf nach ihm um und leckte ihm die Hand.

„Oh Großmütterchen, wie gut ist dieser arme Esel! Er hat mir ganz lieb die Hand geleckt.“

„Ist es aber nicht gar sonderbar, dass er ganz allein ist. Wo nur sein Herr sein mag? Drum Georgchen, geh schnell durch das Dorf und in die Wirtshäuser, wo die Reisenden sich aufhalten, und frage überall, wem der Grauschimmel gehört. Sein Herr ist bestimmt schon in Sorge um ihn.“

„Darf ich den Esel mitnehmen, Großmütterchen?“

„Gewiss. Doch wird er dir bestimmt nicht folgen. Also lass ihn deshalb gehen, wohin er will.“

Georg lief davon, und ich trabte ihm nach. Als er bemerkte, dass ich ihm folgte, kam er zu mir zurück, liebkostete mich und sprach: „Sag doch, lieber Grauer, lässt du mich auch auf deinen Rücken steigen, da du mir folgst?“



Ich nickte und über einen Baumstumpf kletterte er auf mich und rief: „Hü! Hü!“

Augenblicks lief ich im Galopp davon, was den kleinen Georg sehr entzückte.

„Brr! Brr“, rief er, als wir an das Wirtshaus kamen. Sofort blieb ich stehen. Georg sprang auf die Erde, und ich wartete regungslos vor der Türe, als ob ich angebunden sei.

„Was willst du, mein Junge?“, fragte der Wirt.

„Guten Tag Herr Duval. Ich möchte wissen, ob der Graue da vor der Tür ihnen oder einem ihrer Gäste gehört?“

Herr Duval kam heraus, blickte mich aufmerksam an und sagte: „Nein, er gehört weder mir noch irgendjemand anderem, den ich kenne, mein Junge. Geh und frage woanders weiter.“

Georgchen stieg wieder auf, und ich trabte weiter. So gingen wir von Tür zu Tür, um zu erfahren, wem ich wohl gehören würde. Doch niemand kannte mich natürlich. Und so kehrten wir endlich zur guten Großmutter heim, die immer noch vor ihrer Türe spann.

„Großmütterchen, der Graue gehört niemandem in der Umgebung. Was sollen wir mit ihm machen? Er geht nicht fort von mir und läuft davon, wenn ein anderer ihm nahe kommt.“

„Dann dürfen wir ihn die Nacht nicht draußen lassen. Es könnte ihm sonst ein Unglück geschehen. Führe ihn also in den Stall unseres armen Grauchens und gib ihm etwas Heu und einen Zuber voll Wasser. Wir wollen ihn morgen mit auf den Markt nehmen. Vielleicht finden wir dort seinen Herrn.“

„Wenn wir ihn aber nicht finden, Großmütterchen?“



„Dann behalten wir ihn, bis man ihn uns wieder abfordert. Wir dürfen das arme Tier im Winter nicht vor Hunger und Frost umkommen oder gar in die Hände schlechter Menschen geraten lassen, die ihn schlagen und durch Anstrengung und Elend leiden lassen.“

Ach, wie schön klangen diese liebevollen Worte in meinen Ohren. Hatte ich doch noch nie einen Menschen mit soviel Mitgefühl über einen armen Esel sprechen hören.

Georgchen gab mir zu fressen und zu trinken, streichelte mich lieb und ging dann hinaus. Als er die Türe schloss, hörte ich ihn sagen:

„Ach wie sehr wünschte ich mir, dass er keinen Herrn hätte und bei uns bliebe!“

Am nächsten Morgen legte mir Georg, nachdem er mir mein Frühstück gegeben hatte, einen Zaum an und führte mich dann zur Türe, wo die Großmutter mit einem sehr leichten Sattel meiner harnte und aufstieg. Georg brachte ihr ein kleines Körbchen mit Gemüse, welches sie auf den Schoß nahm. Und fort ging es auf den Markt nach Mamers. Die gute Frau verkaufte ihre Gemüse vorteilhaft. Mich kannte glücklicherweise niemand, und so kehrte ich mit meiner neuen Herrin nach Hause zurück.

Vier Jahre blieb ich bei ihr. In dieser Zeit war ich sehr glücklich und tat niemandem etwas zuleide. Meinen Dienst versah ich eifrig und liebte meinen kleinen Herrn, der mich niemals schlug und immer streichelte. Man ermüdete mich nicht übermäßig und nährte mich gut. Ich bin ohnehin kein Schlemmer. Im Sommer genügen mir Gemüseabfälle und ein wenig Gras, das Pferde und Kühe verschmähen würden, im Winter Heu, Kartoffelschalen, gelbe und weiße Rüben.



Damit sind wir Esel schon zufrieden. Dennoch gab es auch Tage, die mir nicht gefielen, und das waren jene, an welchen meine Herrin mich den Kindern im nahen Schlosse vermietete. Georgs Großmutter war nicht reich und daher sehr froh, auf diese Weise etwas dazu verdienen. Die Kinder auf dem Schlosse aber verhielten sich nicht immer gut zu mir und meinen Gefährten. Was mir eines Tages auf einem dieser Spazierritte dort passierte, will ich Euch nun erzählen.



4. Die Brücke

Sechs Esel standen nebeneinander im Schlosshofe, von denen ich einer der schönsten und stärksten war. Drei kleine Mädchen brachten uns Heu in einem Korbe. Während des Fressens lauschte ich dem einfältigen Geplauder der Kinder.

„Liebe Freunde, kommt, wir wollen unsere Esel aussuchen. Ich werde diesen hier nehmen.“ Der Junge namens Karl zeigte mit dem Finger auf mich.

„Du nimmst immer das Beste“, riefen die fünf Kinder gleichzeitig: „Deshalb wollen wir lieber darum losen.“



„Darum losen, Karoline? Können wir denn die Esel in einen Sack stecken und wie Lose herausziehen?“

„Ach wie einfältig du bist, mit deinem Sack voll Esel. Als ob man sie nicht nummerieren könnte: 1, 2, 3, 4, 5, 6! Die Nummern stecken wir alle in den Sack, und dann zieht ein jeder sein Los oder seine Nummer“, meinte Anton stolz.

„Das ist wahr, das ist wahr!“, schrien die andern fünf: „Ernst, mache du die Lose, während wir die Nummern auf die Esel schreiben.“

Ach, wie dumm sind doch diese Kinder, dachte ich. Wenn sie Eselsverstand hätten, würden sie uns ganz einfach an der Mauer entlang aufstellen, statt sich mit den Nummern abzuquälen. Der erste Esel wäre Nummer 1, der zweite Nummer 2, und so fort.

Unterdessen hatte Anton ein großes Stück Holzkohle herbeigeht. Ich war der erste, und so schrieb er mir eine große 1 auf den Rücken. Während er nun Nummer 2 auf meinen Kameraden malte, schüttelte ich mich heftig, um ihm zu zeigen, dass seine Erfindung nicht sehr schlau sei. Augenblicks flog der Kohlenstaub mitsamt der Nummer 1 auf und davon.

„Dummerjan!“, rief Anton mir zu: „Jetzt muss ich wieder von vorn anfangen!“

Er tat es. Da schüttelte sich mein Kamerad, der sehr boshaft war und mir neugierig zugesehen hatte. Flugs flog auch die Nummer 2 auf und davon. Anton wurde zornig. Die andern lachten und machten sich über ihn lustig. Verstohlen gebe ich den Kameraden ein Zeichen, und wir lassen ihn ungehindert schreiben. Keiner meiner Eselskameraden rührt sich. Ernst kommt mit seinen Nummern im Taschentuch herbei. Jeder zieht. Noch während die Kinder ihre Nummern



betrachten, gebe ich den Kameraden abermals ein Zeichen und wir schütteln uns alle zusammen, so stark wir nur können. Keine Kohle, keine Nummer ist mehr zu sehen. Man muss wieder ganz von vorn anfangen. Die Kinder werden allmählich ärgerlich. Karl triumphiert und lacht. Ernst, Albert, Karoline, Cäcilie und Luise schreien Anton an, der wild mit dem Fuße stampft. Sie werfen sich gegenseitig unartige Worte an den Kopf, und meine Kameraden und ich fangen vor lauter Freude laut zu wiehern an. Der Lärm ruft schließlich die Eltern herbei. Man erklärt ihnen lang und breit die Sache. Und endlich nach langem Überlegen kommt einer der Väter, obwohl nur ein Mensch, auf meine Idee, uns längs der Mauer aufzustellen. Er lässt die Kinder die Nummern ziehen.

„Eins!“, jubelt Ernst. Das war ich.

„Zwei!“, sagt Cäcilie. Dies war mein Nachbar.

„Drei!“, ruft Anton. Und so fort bis zum letzten.

„Jetzt vorwärts“, befiehlt Karl: „Ich reite natürlich voran.“

„Oh, ich werde dich schon einholen“, antwortet Ernst mit Lebhaftigkeit.

„Ich wette, nein“, entgegnet Karl.

„Und ich wette, ja“, sagt Ernst.

Karl schlägt seinen Esel, der im Galopp davonläuft. Aber ehe Ernst Zeit hat, mir einen Hieb zu versetzen, renne ich auf und davon, und zwar so schnell, dass wir gar bald Karl samt seinem Esel überholt haben. Ernst ist entzückt, Karl jedoch wütend. Er schlägt seinen Esel noch heftiger. Ernst braucht mich nicht zu schlagen. Denn ich laufe wie der Wind und höre die andern lachen und schreien:

„Bravo, Esel Nummer 1! Bravo! Mann, der läuft ja flink wie ein Rennpferd!“



Der Ehrgeiz beflügelt meinen Lauf. Ich eile weiter, bis eine alte verwitterte Brücke unerwartet meine Schritte hemmt. Augenblicks hat mein scharfer Blick eine bereits ganz durchgefaltete breite Bohle darauf entdeckt. Und da ich mit meinem Reiter nicht ins Wasser stürzen will, halte ich plötzlich inne und drehe mich warnend nach den andern um, die weit hinter uns zurückgeblieben sind.

„Hü, hü, hü! Grauer“, befiehlt Ernst: „Auf die Brücke, mein Freund, auf die Brücke!“

Ich leiste Widerstand. Er versetzt mir einen leichten Streich mit der Gerte. Ich kehre mich nicht daran und laufe zurück den anderen entgegen.

„Eigensinniges, dummes, störrisches Tier! Willst du wohl umkehren und über die Brücke gehen!“ Doch alle seine Bemühungen bleiben vergeblich. Ungeachtet der Schläge des unartigen Jungen erreiche ich meine Kameraden.

„Warum misshandelst du deinen ausgezeichneten Esel, Ernst?“, fragt Karoline erstaunt: „Er hat dich doch wie ein Blitz an Karl vorbeigetragen.“

„Ich schlage ihn, weil er eigensinnig ist und nicht über die Brücke gehen will“, antwortet Ernst ärgerlich: „Der dumme Esel hat sich in den Kopf gesetzt, umzukehren.“

„Wohl weil er allein war. Jetzt, wo wir alle zusammen sind, wird er schon mit den übrigen über die Brücke marschieren.“

Ach, die Einfältigen, Unglücklichen, dachte ich. Sie werden alle in den Fluss fallen! Ich muss versuchen, sie von der Gefahr zu überzeugen.

Und so rannte ich im Galopp zur großen Befriedigung meines Reiters und unter dem freudigen Zuruf der Kinder



abermals der Brücke zu. Dort angelangt, blieb ich wie geängstigt plötzlich wieder stehen. Verblüfft drängte Ernst erneut zum Weitergehen. Ich aber wich erschreckt zurück, was diesen nur noch mehr in Erstaunen versetzte. Hach je, der einfältige Dummkopf merkte noch immer nichts. Und die faule Diele war doch sichtbar genug.

Inzwischen hatten die andern uns erreicht und sahen nun lachend den Anstrengungen zu, die Ernst unternahm, um mich über die Brücke zu zwingen. Dann stiegen alle von ihren Eseln herunter und schlugen und stießen mich ohne Erbarmen, als ob ich ein Stück totes Brennholz wäre. In ihrem Interesse aber rührte mich noch immer nicht.

„Pack ihn am Schweif“, riet Karl: „Die Esel sind so eigensinnig und störrisch, dass man sie rückwärts ziehen muss, wenn sie vorwärts gehen sollen.“

Ich erstaunte sehr über diese seltsame Logik dieses armen Kindes, das auch nicht das Geringste von uns klugen Eseln verstand.

Nun wollten sie mich alle zugleich am Schweife zerren. Als ich mich jedoch zur Verteidigung wälzte, schlugen sie wild auf mich los. Die Schläge prasselten wie Trommelwirbel auf meinen armen geschundenen Körper. Dessen ungeachtet, rührte ich mich noch immer nicht.

„Warte, Ernst“, sagte jetzt Karl: „Ich werde zuerst hinüberreiten, dann wird dein Esel sicherlich folgen.“

Er wollte voranreiten. Da stellte ich mich schnell quer vor die Brücke. Allein sie trieben mich mit Schlägen hinweg. Meinetwegen, dachte ich schlussendlich. Wenn der ungezogene Junge sich unbedingt ertränken will, mag er es tun. Ich habe alles getan was ich konnte, um ihn zu retten. Tüchtig





Wasser wird er schon schlucken müssen. Aber er will es ja nicht anders.

Und richtig! Kaum hatte sein Esel den Fuß auf das verfaulte Brett gesetzt, als es bereits unter ihm zerbrach und Karl samt dem Tiere in den reißenden Flusse stürzte. Für meinen Kameraden war die Gefahr nicht so groß, da er wie alle Esel gut schwimmen konnte. Allein Karl, der sich nicht zu helfen vermochte, zappelte und schrie angstvoll: „Einen Stock herbei, schnell einen Stock! Ich ertrinke ...“

Die Kinder jammerten und suchten auf allen Seiten. Endlich erblickte Karoline einen langen Stock, reichte ihn Karl, der eiligst nach ihm griff. Die Kleine war aber nicht stark genug und geriet nun selbst in größte Gefahr. Auf ihren Hilferuf eilten endlich Ernst, Anton und Albert herbei, denen es nur mit allergrößter Anstrengung gelang, den unglücklichen Karl, der weit über den Durst getrunken hatte und vom Kopf bis zu den Füßen durchnässt war, an das Land zu ziehen.



Als sie ihn aber gerettet sahen, begannen die Kinder sogleich, sich über sein klägliches Aussehen lustig zu machen. Ich wunderte mich sehr über diese Schadenfreude. Eben noch schwebte ihr Kamerad in Todesgefahr und kurz darauf verspotteten sie ihn. Verständlich wurde der Knabe darüber sehr ärgerlich. Dann bestiegen sie wieder ihre Esel und rieten ihm scherzend zum Kleiderwechseln heimzukehren. Die starke Strömung hatte Karls Hut und Schuhe fortgeschwemmt. Das Wasser rieselte nur so von ihm auf die Erde nieder, die nassen Haare klebten auf seiner Stirn, und sein wütendes Gebaren machte den ganzen Anblick noch lächerlicher. Die Kinder lachten immer lauter. Und meine Kameraden sprangen und wieherten lustig dazwischen, um auch ihre Fröhlichkeit, die sie selbst nicht so recht verstanden, zur Kenntnis zu geben.

Hier muss ich noch beifügen, dass Karls Esel von uns allen nicht sonderlich geliebt wurde, weil er streitsüchtig, leckermäulig und dumm war, was bei uns Eseln eine große Seltenheit ist. Endlich war Karl verschwunden, und so beruhigten wir uns nach und nach. Alle Kinder liebkosten mich und bewunderten meinen Verstand. Denn sie hatten, obgleich nur Menschen, sehr wohl verstanden, dass ich sie vor einer großen Gefahr bewahrt hatte. So brachen wir auf mit mir an der Spitze des Zuges.

Liebe Leser, wisset bitte, dass ich Euch diese Episode nicht etwa erzählt habe, um mich über die Menschen lustig zu machen. Ganz im Gegenteil wollte ich Euch an diesem kleinen Beispiel nur zeigen, wie sehr und wie freiwillig die Menschen tagtäglich in ihr Unglück rennen und dass sie sich aufgrund ihres Hochmuts nicht einmal von denen helfen lassen, die es doch viel besser wissen.





5. Das Gespenst auf dem Kirchhof

Langsamem Schrittes näherten wir uns dem Kirchhofe, der eine Meile vom Schlosse entfernt lag. „Wie wäre es“, sagte Karoline, „wenn wir umkehrten und den Waldweg einschlugen?“

„Warum denn?“, fragte Cäcilie verwundert.

„Ich habe die Kirchhöfe nicht gern“, antwortete Karoline:

„Warum hast du sie denn nicht gern? Befürchtest du etwa, gleich hier sterben zu müssen?“, spottete Cäcilie.

„Nein, aber ich denke an die armen Leute, die dort begraben sind. Und das macht mich traurig.“

Die Kinder lachten sie aus und Ernst fügte gehässig hinzu: „Vermutlich hat sie nur Angst vor Gespenstern.“

Alle lachten. So setzten sie ihren Weg, nun gerade erst recht spottend, dicht neben der Kirchhofmauer fort. Eben hatten die Kinder das Kirchhoftor passiert, als plötzlich eine riesige schwarze Gestalt sich überlebensgroß hinter der hohen Friedhofsmauer aufbäumte. Sie trug ein schlotterndes schwarzes Gewand, auf dem riesigen Kopf thronte ein breitkremziger dunkler Hut und ihr dunkler Mund war weit aufgerissen, als wolle er die Kinder augenblicks verschlingen. Vor lauter Angst laut aufschreiend, wendeten die ihre Esel und rasten auf kürzestem Wege dem Schlosse entgegen. Als Ernst sah, dass ich ihnen nicht folgte, und seine Freunde





bereits hinter der Ecke der Kirchhofmauer verschwunden waren, sprang er panisch von meinem Rücken und seinen Gefährten hinterher.

Wieder einmal wunderte ich mich über das gar seltsame Verhalten der Menschen. Gerade erst hatten sie Karoline ausgelacht und sich über Gespenster lustig gemacht. Und kurz darauf rannten sie bereits wie die Hasen vor einem scheinbaren Gespenst davon. Mit meinem scharfen Eselsblick hatte ich natürlich sofort erkannt, dass es sich allein um das Gewand des alten Dorfpfarrers handelte, das vermutlich ein paar freche Buben auf ein paar Stöcker gespießt hatten, um den Schlosskindern Angst einzujagen. So hörte ich auch bereits ein verstecktes Kichern hinter den dicken Mauern hervordringen. Leise schlich ich mich durch das halb geöffnete Tor und sah, wie ein Junge von etwa 13 Jahren hämisch grinzend auf dem Rücken eines anderen stand und das schwarze Gewand über dem Mauervorsprung eifrig hin und her schwenkte.

Wart nur Bürschchen, dachte ich, die kleine Karoline, die mir bereits sehr ans Herz gewachsen war, so zu erschrecken. Über einem Haselnussstrauch hängend, erblickte ich das weiße weite Untergewand des Pfarrers, das die Buben dort offensichtlich achtlos liegengelassen hatten. Mich leise an den Busch heranschleichen, das Gewand über meinen großen Eselskopf streifen und dem oberen Jungen in dieser eindrucksvollen Verkleidung kräftig in den Hintern beißen, waren die Handlungen eines Augenblicks. Voller Schrecken drehte der sich um, erblickte nur eine mächtige weiße Gestalt, die im selben Moment gar grässlich zu stöhnen anfang und dabei dem zweiten Jungen kräftig auf die Füße trat.



Zu meiner Ehre muss ich gestehen, dass mir in der Tat ein gar schauriger Brüller gelungen war, der selbst dem Hartgesottesten den Angstschweiß in den Nacken getrieben hätte. So ließ der untere Junge auch, wie zu erwarten, den oberen augenblicks fallen, der wiederum auf meinem Rücken zu liegen kam. Diese günstige Gelegenheit ausnutzend, machte ich einen großen Satz nach vorn, der den frechen Buben augenblicks in den nahegelegenen Komposthaufen katapultierte. Es dauerte keine zehn Sekunden, da hatten die Kinder bereits den Kirchhof verlassen und rannten schreiend dem nahen Dorfe entgegen.

Kopfschüttelnd über das bizarre Verhalten der Menschenkinder trat ich meinen Heimweg an. Als ich gemächlich durchs Dorf trottete, hörte ich plötzlich überrascht, wie man sich überall zuraunte, dass auf dem Kirchhof ein gar schreckliches weißes Gespenst sein Unwesen treibe und einen unschuldigen kleinen Knaben über die Kirchhofspitze hinweg durch die Lüfte geschleudert habe. Einzig ein weicher Strohaufen auf dem nahen Felde und zwei weiße Schutzengel hätten den ansonsten zweifelsohne tödlichen Sturze glücklich abgefangen.

Diese unsinnigen Reden erheiterten mich aufs Allerhöchste und als ich schließlich auf dem Schlosshofe ankam, wiederholte sich die Szene noch einmal. Die Kinder saßen gerade im Park um ihre Großmama herum und berichteten aufgeregt von dem schwarzen Gespenst, das sie noch vor wenigen Minuten auf der Kirchhofmauer hatte verschlingen wollen.

Die Großmutter ließ sich das vermeintliche Gespenst haargenau beschreiben und meinte schließlich nüchtern, dass es sich wohl nur um den Dorfpfarrer Clemant gehan-



delt haben könne, der vermutlich gerade den Bauzustand der Kirchhofmauer inspizierte. Warum er allerdings oben auf der gefährlichen Mauer gestanden und wie er in seinem fortgeschrittenen Alter von 72 Jahren dort hinaufgekommen sei, könne auch sie sich beim besten Willen nicht erklären. Bei diesen letzten Bemerkungen konnte ich mich eines lauten Wieherns nicht enthalten.

„Ah, da bist du ja, Esel“, riefen die Kinder alle im Chor: „Wir dachten schon, das Gespenst habe dich aufgefressen. Ernst sagte nämlich, dass er ein lautes Schmatzen hinter seinem Rücken vernommen habe, das ihm gar grässlich die Haare zu Berge stehen ließ.“

Diese letzte unsinnige Bemerkung setzte den Erlebnissen des heutigen Tages die Krone auf. Entsetzt über soviel Dummheit schüttelte ich nur fassungslos den Kopf und trotete zu meinem Lieblingsplatz unter der alten Eiche im Park. Und während ich eine köstliche Eichel nach der anderen in meinem Maule verschwinden ließ, dachte ich erneut über das gar sonderbare Verhalten der Menschen nach, das so gänzlich anders war, als von uns klugen Eseln. Während wir Tiere nur das sehen, was auch tatsächlich vorhanden ist, wie in diesem Falle ein auf zwei Stöcken aufgespießtes Gewand eines ganz gewöhnlichen Dorfpfarrers sowie einen ausgehöhlten Kürbis mit einem Hut, erblicken die Menschen Dinge, die gar nicht vorhanden sind und reden sich darauf hin die allergrößten Gefahren ein. Und schlussendlich, nach vielem hin und her, wurde mir klar, dass die Menschen in einer Welt der absurdesten Ideen leben, in einer Welt, die allein in ihrer Vorstellung existiert. Und diese Welt ist für sie, aus welchem Grund auch immer, weitaus realer als die wirkliche Welt. Wir Tiere





12. Die Räuber

An einem wunderschönen Maientage fand ich denn alle Kinder auf dem Schlosshof versammelt. Viele Esel, von denen die meisten am Wettrennen teilgenommen hatten, waren aus den benachbarten Ortschaften herbeigeholt worden. Auch mein damaliger Gegner, Johanns Esel, befand sich darunter. Wir erkannten uns sogleich und wechselten nicht allzu freundliche Blicke.

Währenddessen war die Schlossherrin in die Mitte ihrer erwartungsvoll dastehenden Kinder und Enkel getreten. Denn heute sollten auch die Mütter mitreiten, während die Väter das Amt der Führer und Wächter übernahmen und zu Fuß die kleine Gesellschaft begleiten wollten. Natürlich zankte man sich wie gewöhnlich zuerst noch ein bisschen um den besten Esel. Und da jedes ihrer Enkelkinder mich haben wollte, musste die gute Großmama das Los entscheiden lassen. Ich fiel dem kleinen Ludwig, dem Vetterchen Jakobs zu und wäre meinerseits damit zufrieden gewesen, hätte ich nicht gesehen, wie Jakob sich heimlich die Tränen abtrocknete. Sooft er mich ansah, flossen sie von neuem. Er tat mir leid, gleichwohl vermochte ich ihn nicht zu trösten. Doch war der Verzicht gewiss heilsam für ihn, da er dadurch Geduld und Ergebung lernen musste.



Die Kinder waren alle aufgestiegen und so ging es in heiterem Getrappel über die herrlich grünen Wiesen, auf denen unzählige Butterblumen wie kleine Sonnen prangten. Bald schon hatten wir den herrlich duftenden Wald erreicht, wo die Kinder die verträumten Ruinen eines alten Klosters und einer Kapelle besichtigen wollten. Diese Ruinen genossen in der Gegend allerdings keinen besonders guten Ruf. Darum besuchte man sie nicht gern, außer in zahlreicher Gesellschaft. Des Nachts wollte man ungewöhnliche Geräusche unter den Mauern vernommen haben, Schreie, Seufzer und schweres Kettengerassel. Ja, man erzählte sich sogar, dass mehrere Reisende, die diesen Gerüchten keinen Glauben schenken wollten, an diesem unheimlichen Ort für immer spurlos verschwunden seien.

Nun standen wir also vor dem romantischen alten Gemäuer. Alle stiegen ab. Die Eltern nahmen ihre Kinder bei der Hand und ließen uns Esel auf dem kleinen Rasenplatze weiden. Noch während ich die fröhlich plaudernde Gesellschaft hinter den Ruinen verschwinden sah, zog ich mich zum Schutze vor der glühenden Sonne unter einen am Eingang des Gehölzes stehenden halbverfallenen Torbogen zurück.

Es war noch keine Viertelstunde vergangen, als ich dicht neben mir ein seltsames Geräusch vernahm. Geistesgegenwärtig drückte ich mich in eine Mauernische, von der aus ich alles überblicken konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Das Getöse klang anfangs dumpf, wurde dann stärker und schien unter der Erde hervorzukommen. Es dauerte gar nicht lange, da tauchte bereits im Gebüsch der Kopf eines sich vorsichtig umschauenden Mannes auf.





„Niemand zu sehen“, flüsterte er leise: „Ihr könnt rauskommen, Kameraden. Ergreift die Esel und führet sie sachte fort.“

Er trat zur Seite, um etwa einem Dutzend Männer Platz zu machen, denen er noch rasch bedeutete:

„Falls die Tiere davonlaufen, haltet euch nicht mit ihrem Einfangen auf. Geschwind und lautlos, das ist das Motto des Tages ...“

Die Männer schlichen längs des dichten Gehölzes dahin und fanden die Esel am Rande des Waldes, wie sie sich gemächlich am frischen Grase labten. Auf ein Zeichen packte ein jeder Räuber einen meiner armen Kameraden beim Zaume und zog ihn flink ins Gebüsch. Die arglosen Esel, statt Widerstand zu leisten, sich zu sträuben oder laut zu wiehern, ließen sich wie Schafsköpfe ruhig von dannen führen. Oh weh, ein Ochse hätte sich nicht dümmer anstellen können, dachte ich, und schämte mich sehr für meine einfältigen Brüder und Schwestern.

Schon langten die Räuber wieder am Fuße des Torbogens an, stießen meine Kameraden hinein und waren bald hinter den dunklen Sträuchern verschwunden. Anfangs hörte ich noch leise ihre Tritte unter der Erde. Dann war alles mucksmäuschenstill. Aha, dachte ich: Da haben wir also die Erklärung für den nächtlichen Lärm, der die Menschen dieser Gegend so erschreckte. Eine finstere Räuberbande hatte sich in den Kellerräumen des ehemaligen Klosters eingenistet.

Augenblicks wurde mir bewusst, dass nun die ganze Verantwortung allein auf mir lag, die Menschen vom Raub der Esel in Kenntnis zu setzen und vor den Räufern zu warnen, die gewiss schwer bewaffnet und damit sehr gefährlich



waren. Nur wie, das war die große Frage! In Ermangelung einer besseren Idee blieb ich fürs Erste in meinem Verstecke, das mir ja den besten Ausblick auf die Ruinen und die umliegende Gegend bot. Erst als ich die Stimmen der Kinder vernahm, die aufgereggt nach ihren Eseln suchten, kam ich zum Vorschein.

„He, da ist Cadichon!“, rief Ludwig freudig aus.

„Aber wo sind denn die andern Esel geblieben?“, fragten alle Kinder wie mit einer Stimme.

„Sie werden gewiss in der Nähe sein“, meinte Ludwig: „Dürfen wir sie suchen, Papa?“

„Ja, am besten wir fangen gleich dort hinter dem alten Torbogen an, wo sie sich bestimmt in den kühlen Schatten gestellt haben“, antwortete Jakobs Vater.

Oh Schreck! Ich zitterte bei dem Gedanken an die große Gefahr, der sich meine Gebieter ahnungslos aussetzen wollten. Wie ein Blitz stürzte ich auf den Torbogen zu und schnitt ihnen den Weg ab. Ungehalten wollten sie mich fortreiben. Allein, wie sie es auch drehen mochten, ich leistete ihnen mit solcher Beharrlichkeit immer wieder aufs Neue Widerstand, dass Ludwigs Vater endlich zu seinem Schwager sagte:

„Höre, mein Lieber! Der Widerstand Cadichons hat etwas ganz und gar Ungewöhnliches. Und du weißt, was man sich so alles von der Klugheit des Tieres erzählt. Lass uns deshalb lieber diesem Esel nachgeben und zu Fuß zum Schlosse zurückkehren. Auch ist es kaum wahrscheinlich, dass die Grauchen sich alle auf der andern Seite der Ruinen befinden sollten.“

„Du magst umso mehr Recht haben, mein Freund, als der Boden am Torbogen nicht nur von Eseln, sondern auch von



etlichen Menschen zerdrückt worden zu sein scheint. Fast will es mich dünken, unsere Esel seien gestohlen worden.“

So sprechend, schritten sie nachdenklich zu den Damen zurück, welche ihre Kinder noch immer um sich versammelt hielten. Ich folgte ihnen erleichterten Herzens mit dem guten Gefühl, soeben ein furchtbares Unglück verhindert zu haben. Die Herrschaften besprachen sich nun leise miteinander, erzählten den Kindern von ihrem Verdacht, dass ihre Eselchen mit einer Ausnahme alle gestohlen worden seien. Dann gab man den Befehl zum Aufbruch und die bunte Gesellschaft, Kinder, Mütter, Väter und ein Esel, trat bedrückt den Heimweg an.

„Vorwärts, eilt euch, Kinder, damit wir schnell nach Hause kommen. Eure Väter müssen gleich in die Stadt, um die Straftat bei der Polizei anzuzeigen“, rief Elisabeths Mama ungeduldig.

„Gewiss waren es sehr viele Räuber, mindestens ein Dutzend“, meinte Kamilla altklug zu Magdalena.

„Was, ein Dutzend? Wie töricht! Denkst du etwa, dass die Räuber gleich zu Dutzenden sich heruntreiben wie die Schafe auf der Weide?“

„Du musst dich aber auch über alles lustig machen, Elisabeth. Auch wenn man nichts Bestimmtes sagen kann, möchte ich doch wetten, dass es wenigstens zwölf Räuber gewesen sind, da sie dreizehn Esel stehlen konnten.“

„Nun, mir ist's recht, Magdalena. Dann nimm meiner wegen den dreizehnten auch noch dazu, damit kein Esel leer ausgeht“, entgegnete Elisabeth schnippisch.

Die anderen Kinder lachten über diese unsinnige Unterhaltung. Da sie jedoch bereits in Zank auszuarten drohte,



machte Elisabeths Mutter ihr schnell ein Ende.

Bei diesen und ähnlichen Gesprächen waren wir schon bald auf dem Schlosshofe angelangt, wo es nicht geringes Aufsehen gab, als die gesamte Gesellschaft zu Fuß zurückkam, mit Ausnahme natürlich der vier Kinder, die auf meinem Rücken ritten.

Das Staunen ward umso größer, als man von dem rätselhaften Verschwinden der Esel erfuhr und von der Halsstarre, mit der ich mich dem weiteren Vordringen der Herren hinter den Torbogen widersetzt hatte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde des Vorgefallenen auch hinunter ins Dorf. Die Leute steckten die Köpfe zusammen und stellten die unsinnigsten und seltsamsten Vermutungen an. Die einen behaupteten allen Ernstes, die Esel seien mit höchster Wahrscheinlichkeit vom Teufel selbst fortgeschleppt worden. Andere wollten wissen, dass die Geister der gewaltsam aus ihrem Kloster vertriebenen Nonnen sich der Esel bemächtigt hätten und nun wehklagend auf ihnen bis in alle Ewigkeit ihr zerstörtes Heiligtum umritten. Wieder andere erzählten irgendetwas von rächenden Engeln, die jeden, der sich dem einstigen Klosterfriedhof zu nähern wagte, in Staub und Asche verwandeln würden, um die Leiber der dort ruhenden gottgeweihten Jungfrauen vor Entweihung zu schützen. Und all diese Behauptungen wurden für sehr wahrscheinlich gehalten, befürwortet und endlich als Tatsachen hingenommen. Keinem einzigen, der guten Dorfbewohner kam der doch weitaus naheliegendere Gedanke in den Sinn, dass Diebe oder Räuber ihren Schlupfwinkel in dem alten Gemäuer aufgeschlagen und sich der Tiere in aller Stille kühn bemächtigt haben könnten.



Wieder einmal war ich entsetzt über die geradezu haarsträubende Einfalt der Menschen, die sich tagein, tagaus von den fantastischsten Hirngespinnsten leiten ließen. Und ich wünschte ihnen mitleidigen Herzens wenigstens einen Bruchteil der Klugheit von uns Eseln.

Nun gut, die Väter, welche gleich weiter nach der Stadt geritten waren, kamen kurze Zeit später bereits mit einer ganzen Truppe bewaffneter Polizisten zurück. Wie ich erfuhr, hatte die Geschichte meines Widerstandes am Torbogen, gepaart mit dem bereits legendären Ruf meines Scharfsinns, die Behörde augenblicks veranlasst, die Sache ernst zu nehmen.



13. Die unterirdischen Gewölbe

So war es auch nicht verwunderlich, dass der Offizier sich von der Großmama die Erlaubnis erbat, mich mitnehmen zu dürfen:

„Ihr werter Esel Cadichon wird uns bei unserem Unternehmen von allergrößtem Nutzen sein, gnädige Frau“, sagte er nachdrücklich: „Ja, ich möchte sogar meinen, dass er bezüglich seiner Klugheit, es mit zehn meiner besten Männer aufzunehmen vermag, wenn nicht sogar mit noch mehr ...“



„Nehmen Sie ihn nur mit, mein Herr, wenn Sie es für nötig erachten“, entgegnete die Großmama ein wenig irritiert. Bestimmt überlegte sie gerade, ob die Worte des Offiziers nun ein Kompliment für meinen Verstand oder aber im Gegenteil eine vernichtende Kritik an der Qualität des hiesigen Polizeiapparates darstellten.

„Nur bitte, ermüden Sie meinen armen Cadichon nicht allzu sehr“, fügte sie besorgt hinzu: „Das arme Tier hat den Weg heute schon zweimal zurücklegen müssen und einmal gar mit vier meiner Enkelchen auf dem Rücken.“

„Seien Sie seinetwegen völlig unbesorgt, gnädige Frau. Sie können überzeugt sein, dass wir es ihm so leicht wie möglich machen werden. Er braucht uns nicht zu tragen, sondern nur für uns zu denken.“

Bei diesen letzten unschuldigen Worten des dienstbeflissenen Offiziers konnte ich mich eines lauten Wieherns nicht enthalten. Und Großmama, die den versteckten Witz seiner Rede und meine entsprechende Schadenfreude wohl erkannt hatte, schaute mich mit vorwurfsvollem Blicke an.

Nun gut, da ich ein spannendes Abenteuer witterte, stellte ich mich sogleich zum Aufbrechen bereit auf den Weg. Und als sich dann die Gendarmen hinzugesellten, rückte ich, mir meiner wichtigen Aufgabe wohl bewusst, wie selbstverständlich an die Spitze des Zuges. Derart ereignete sich das bis dato Unerhörte, dass ausnahmsweise mal ein echter Esel der Polizei zum Führer und Wegweiser wurde, wessen sich aber weder der Offizier noch seine Mannschaft schämten.

Und ich musste mir in diesem denkwürdigen Moment eingestehen, dass die Schutzmänner doch recht brave Leute waren. Oft hörte man von anderen, die Gendarmen seien



streng und böse. Diese Meinung konnte ich nicht bestätigen. Während des ganzen Weges waren die Polizisten voll der freundlichsten Aufmerksamkeit mir gegenüber. Sie zügelten die Schritte ihrer Pferde, wenn sie mich ermüdet glaubten, und boten mir bei jedem Bach, an dem wir vorüberkamen, zu trinken an.

Das Einzige was mir an den Gendarmen merkwürdig ins Auge fiel, war eine gewisse Unbedarftheit, um nicht zu sagen Einfältigkeit, die mich aber nicht weiter störte. Im Gegenteil, belustigten mich ihre seltsamen Bemerkungen zuhächst. So bot mir einer von ihnen wohlmeinend eine Scheibe Jagdwurst gegen den Hunger an, ohne zu wissen, dass Esel kein Fleisch essen. Ein anderer wiederum meinte, Esel seien hervorragende Jagdtiere, da sie jede Spur eines noch so kleinen Tieres aufzunehmen und ausdauernd zu verfolgen wüssten. Ganz offensichtlich verwechselte er mich mit einem Fährtenhund. Und um das Fass zum Überlaufen zu bringen, meinte ein Dritter schließlich, wenn er dereinst in den wohlverdienten Ruhestand treten müsse, würde er sich einen Esel wie mich anschaffen, der ihm praktischer Weise die tägliche Milch liefern könne.

Der Tag neigte sich bereits seinem Ende, als wir bei diesem und ähnlich unsinnigem Geplauder endlich die Klosterruine auf einem Hügel in der Ferne erblickten. In der Befürchtung, dass ihre Pferde sie bei der Aktion behindern würden, hatte der Offizier selbige in dem nahe dem Eingang des Waldes gelegenen Dorfe zurückgelassen, wo sich noch kurz ein denkwürdiger Vorgang ereignen sollte. Als nämlich einer der Bauern den Offizier fragte, ob er die Polizeipferde in den Stall oder lieber auf die Weide bringen solle, machte



dieser eine seitliche Bewegung mit dem Kopf, wohl weil ihn gerade eine Mücke stach. Schon schickte sich der Bauer an, die Pferde auf die Weide zu lenken.

„Nein“, schrie der Offizier: „In den Stall mit ihnen, damit sie der wilde Bär nicht hole!“

„Aber Herr Hauptmann, sie wiesen doch gerade mit dem Kopf in Richtung Weide“, entgegnete der Bauer sich verteidigend.

„Was? Wieso mit dem Kopf? Glauben sie etwa ernsthaft, wir arbeiten mit dem Kopf?“

Diese Bemerkung löste augenblicks ein grobes Gelächter unter den umstehenden Bauern aus und der Offizier zog wie ein begossener Pudel von dannen.

Am Fuße des Klosterhügels angekommen, befahl der Offizier nun seinen Untergebenen, mich genau zu beobachten und ihr Verhalten nahtlos dem meinigen anzupassen. Auf keinen Fall sollten sie sich von mir oder auch voneinander trennen.

Auch an diesem sehr vernünftigen Befehl erkannte ich, dass der Offizier offensichtlich viel klüger war, als seine Gendarmen. So führte ich denn seine Untergebenen auch ohne Zögern bereits im Halbdunkel dem Eingange des Torbogens entgegen bis dicht an die Hecke, hinter der ich die zwölf Räuber hatte hervorsteigen sehen.

Mit Unbehagen bemerkte ich jedoch, dass die Polizisten wie die stumpfen Lämmer gedankenlos davor stehen blieben. Um dies zu verhindern, machte ich schnell einige Schritte hinter die Mauer, deren Schatten sie jedem Blicke entziehen musste. Gott sei Dank verstanden sie mich ungefähr so wie eine Herde, die blind ihrem Hirten folgt. Ich hingegen kehr-



te eilends zu dem Gebüsch zurück, und stieß den ersten, der mir wiederum blind zu folgen suchte, unsanft mit meinem Hinterhuf zurück. Zum Glück blieb den Gendarmen der Sinn auch dieser eindeutigen Geste nicht verborgen. Und so versteckten sie sich alle still hinter der Mauer.

Nun erst näherte ich mich behutsam dem Eingang zu den unterirdischen Gewölben, um meinen klugen Plan endlich in die Tat umzusetzen: Aus Leibeskräften fing ich laut zu wiehern an, dass es nur so durch die stillen Gemäuer schallte und der Putz von den Wänden rieselte. Ich erreichte auch sofort, was ich damit beabsichtigt hatte. Denn alle meine in den Kellern eingesperrten Kameraden antworteten mir augenblicks, so laut sie nur konnten. Befriedigt machte ich nun einen Schritt auf die Schutzmänner zu. Und da ich annahm, dass sie meinen Plan erraten hatten, kehrte ich sogleich wieder zum Eingange des Gewölbes zurück. Hier fing ich abermals laut zu wiehern an.

Doch diesmal antwortete mir niemand, was mir nur die Gegenwart der Räuber bestätigte. Um meine Kameraden am Schreien zu hindern, hatten die Spitzbuben ihnen aller Wahrscheinlichkeit einen Stein an den Schweif gebunden. Denn jedes Kind weiß ja, dass wir Esel denselben beim Wiehern hochheben. Da meine Kameraden dies nun wegen der ihnen angebundenen Last nicht mehr tun konnten, schwiegen sie natürlich.

Es dauerte keine Minute, da tauchte im Zwielficht des verschwindenden Tages zwischen den Sträuchern der Kopf eines Menschen auf, der mit großer Vorsicht um sich spähte. Als er meiner ansichtig wurde, rief er drohend:



„Ha, da ist ja der Spitzbube, den wir heute Morgen nicht fangen konnten. Du widerlicher Schreier! Gleich sollst du deine elenden Kameraden wiedersehen.“

Schon versuchte er mich zu ergreifen. Geschickt wich ich zwei Schritte zurück. Und als ich sah, dass er mir folgte, wiederholte ich meine List, bis ich ihn dicht an die Ecke der Mauer gelockt hatte, hinter der meine Verbündeten, die Schutzmänner, versteckt lagen.

Damit war meine Arbeit getan und es nun an den Gendarmen, den Räuber zu überwältigen.

Tatsächlich hatten sie ihre Aufgabe verstanden. Und so stürzte von jeder Seite ein Polizist auf den ahnungslosen Strauchdieb zu.

Doch oh Schreck, was war das? Anstatt dass sie den Räuber packten, gingen sie gegenseitig aufeinander los. Schon bald hatte der eine Gendarm den anderen entwaffnet, mit einem kräftigen Faustschlag auf den Boden geworfen, ihn gefesselt und mit einem Knebel den Mund verstopft. Kaum wollte ich meinen Augen trauen und dachte ernsthaft, dass die Polizisten durch die große nervliche Anspannung spontan verrückt geworden seien.

Der erschrockene Räuber hingegen versuchte sofort den Rückzug anzutreten, woran ich ihn aber geistesgegenwärtig zu hindern wusste. So rannte er panisch in die entgegengesetzte Richtung den Klosterhügel hinab, und ich ihm hinterher. Als ich den Ganoven bereits eingeholt hatte, stolperte dieser plötzlich über einen auf dem Wege liegenden dicken Baumstamm, verlor den Boden unter den Füßen und flog mit voller Wucht auf mich zu. Heiße, der kommt ja wie gerufen, dachte ich, ging im selben Moment auf die Hinterhufe, um





den Räuber mit meinen Vorderhufen dermaßen kräftig und geschickt in die Lüfte zu schleudern, dass dieser einige Meter über mir in dem Geäst einer alten Tanne hängen blieb. Sofort erkannte ich, dass dem Gauner keine Chance blieb, von dort alleine wieder herunterzukommen, er im Baume quasi wie in einer Falle gefangen saß. Und so trabte ich seelenruhig zum Eingang der Räuberhöhle zurück.

Kaum oben angekommen, trat bereits der zweite Räuber, der offensichtlich sehen wollte, wo sein Kamerad abgeblieben sei, hinter den Büschen hervor. Wie dieser blickte auch er scheu um sich, sah mich und unternahm gleichsam den unsinnigen Versuch, mich fangen zu wollen. Erneut lockte ich den Bösewicht an die Mauerecke in der Hoffnung, dass die Polizisten wieder zu sich gekommen seien, und diesmal ordentlich ihres Amtes walten würden.

Doch diese Hoffnung war vergeblich. Während der Räuber beim ersten Geräusch wieder in die Büsche zu treten versuchte, woran ich ihn zu hindern wusste, stürzten die Gendarmen erneut aufeinander los. Und wieder schlug der eine den anderen erbarmungslos nieder, fesselte und knebelte ihn und zog ihn hinter die Mauer.

Doch da war ich schon dem Räuber auf den Fersen, der wie sein Vorgänger gleichsam den Klosterhügel hinunter rannte. Diesmal eilte ich nahezu lautlos an ihm vorbei und stellte mich in der Dunkelheit seelenruhig hinter dem denkwürdigen Baumstamm in Warteposition. Natürlich geschah, was geschehen musste. Der Spitzbube stolperte wie sein Vorgänger über den Baumstamm und ein geschickter Doppeltritt beförderte ihn augenblicks zu seinem Kollegen auf die Tanne.



Nun hatte ich den Dreh raus und wusste, dass ich auch ohne die Gendarmen die Räuber sämtlich dingfest machen konnte. So wiederholte ich noch dreimal dasselbe Spiel in genau derselben Abfolge, nur dass ich bei den anderen Spitzbuben ein wenig mit Wiehern nachhelfen musste, um sie aus ihrem Versteck zu locken. Am Ende hingen schließlich fünf Räuber im Baume gefangen.

Als der sechste Räuber aus dem Gebüsch herausgekrochen kam, trat gerade der Offizier hinzu und schnappte ihn geistesgegenwärtig am Schlafittchen. Nur ein Gendarm war noch zugegen, um den Bösewicht zu knebeln und zu fesseln. Der Offizier, der erst später hinzu gekommen war, und von dem gesamten Vorgeschehen nicht das Geringste mitbekommen hatte, war sehr verwundert, wo denn seine Truppe abgeblieben sei. Doch diese Frage sollte sich nur wenige Minuten später von allein beantworten.

Nachdem der sechste Spitzbube gefangen genommen war, konnte ich jedenfalls wiehern, soviel ich wollte. Es erschien niemand mehr. Ganz offensichtlich hatten die übrigen Räuber die Gefahr gewittert, und blieben deshalb in ihrem Verstecke. Während dieser Zeit war die Nacht vollständig hereingebrochen, und die Gegenstände ließen sich nur noch schemenhaft erahnen. Der Offizier, der zutiefst beunruhigt seine Mannschaft vermisste, schickte zur Sicherheit seinen letzten verbliebenen Gendarmen los, um aus dem nahen Dorfe Verstärkung zu holen.

Doch kaum war dieser verschwunden, vernahm ich ein ungewöhnliches Geräusch, das unter dem Torbogen hervorzudringen schien. Diesmal klang es nicht wie Schritte, sondern eher wie ein Krachen und unterdrücktes Schreien.



Und im selben Augenblick drangen bereits dichter Qualm und lodernde Flammen aus mehreren Löchern und aus den unteren Klosterfenstern hervor und tauchten die Umgebung in einen hellen Feuerschein.

„Sie haben Feuer in die Keller gelegt, um uns für ihre Flucht von den Türen wegzulocken“, resümierte der Offizier scharfsinnig. Doch kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, erblickte er fassungslos seine fünf Gendarmen, die in Reih und Glied, gefesselt und geknebelt vor ihm an der Mauer lagen. Noch ehe er diesen zu Hilfe eilen konnte, brachen jedoch urplötzlich die übrigen sechs Räuber samt ihrem Hauptmann hastig aus dem Gebüsch hervor, und stürzten, ohne uns zu sehen, gleichsam den Klosterhügel hinunter dem rettenden Walde zu.

Aufgrund deren Übermacht wagte der Offizier nicht auf die Räuber zu schießen. Ich hingegen stöhnte verzweifelt, da es mir trotz des Baumstammes unmöglich schien, sechs Spitzbuben gleichzeitig in die Tanne zu befördern. Und so konnten wir nur noch hilflos zusehen, wie uns die Räuberbande entwischte. Doch in diesem Falle hatten wir die Rechnung ohne den Wirt gemacht, oder besser ohne die Dorfbewohner. Denn kaum waren die Räuber in der Dunkelheit verschwunden, hörten wir bereits lautes Stimmengewirr und kurz darauf näherte sich eine Truppe von mindestens zwanzig Leuten mit Fackeln in den Händen. Fünf von ihnen zogen ein riesiges Netz hinter sich her, in dem wir gar bald die sechs geflohenen Räuber erblickten.

Noch ehe der Gendarm das Dorf erreichen konnte, hatten nämlich dessen Bewohner, aufgeschreckt durch die Mutmaßungen der Gendarmen von selbst bereits beschlossen, die-



sen zu Hilfe zu eilen. So hatte alles nun ein glückliches Ende genommen, dachte ich. Doch im selben Moment fielen mir erschrocken meine armen Kameraden ein, die ja noch immer in der Räuberhöhle bei lebendigem Leibe zu verbrennen drohten. Sofort rannte ich zurück den Hügel hinauf.

Das Feuer war inzwischen glücklicherweise aufgrund der fehlenden Nahrung von selbst erloschen. Und so stürzte ich panisch die von dickem Qualm erfüllten unterirdischen Gewölbe hinab, gefolgt allein von dem tapferen Offizier. Wir durchschritten einen langen, abwärts führenden Gang, der in das Verließ einmündete, das den Räubern als Wohnung gedient hatte. In einem der kellerartigen, zu einem Stall umgewandelten Nebenräume fanden wir endlich meine gefangenen Kameraden, denen in der Tat sämtlich Steine an die Schweife gebunden waren. Sobald der Offizier sie davon befreit hatte, fingen die Esel sogleich aus vollen Kräften laut zu wiehern an. Es war eine Lautstärke zum Taubwerden.

„Still, ihr Tiere“, brüllte der Offizier entsetzt: „Sonst legen ich euch gleich euren Schmuck wieder an!“

Augenscheinlich versteht der Mann nicht das Geringste von schönen Gesängen, sagte ich empört zu mir. Was sonst könnte er an der Stimme meiner Kameraden auszusetzen haben? Besangen sie doch nur gar lustvoll ihre Befreiung ...

Dann wanderten wir weiter. Das nun folgende Gewölbe war ganz mit gestohlenen Sachen angefüllt. In einem weiteren entdeckten wir mehrere Gefangene, welche die Räuber zu ihrer Bedienung festgehalten hatten. Die einen mussten kochen, den Tisch decken und die Gewölbe rein halten, die anderen Schuhe und Kleider anfertigen und so weiter. Eini-



ge dieser Unglücklichen befanden sich schon länger als zwei Jahre hier. Sie waren je zu zweit aneinander gekettet und hatten sämtlich kleine Schellen an den Armen und Füßen, damit die Räuber immer hören konnten, wohin sie gingen. Später erfuhr ich, dass diese Unglücklichen zu den Reisenden gehörten, welche vor zwei Jahren die Ruinen besucht hatten und dort spurlos verschwunden waren. Alle diese armen Leute wurden von uns sofort gemeinsam mit den Eseln aus den Gewölben ins Freie geführt.

Während unserer Abwesenheit hatten die Bauern bereits die gefesselten und geknebelten Gendarmen befreit und der Offizier begann sie augenblicks streng zu befragen, wie sie denn so massiv hatten überwältigt werden können und was mit den übrigen fünf Räubern geschehen sei?

Augenblicks liefen seine Untergebenen wie überreife Tomaten rot an und begannen hilflos zu stottern, so dass der Offizier nicht schlau aus ihrem wirren Gerede wurde. Ich allein wusste natürlich, warum die Gendarmen so dumm aus der Wäsche guckten. Ganz offensichtlich hatten auch sie zwischenzeitlich bemerkt, dass sie sich aufgrund der starken Dunkelheit versehentlich gegenseitig selbst gefesselt hatten. Verrückt jedenfalls waren die Gendarmen nicht geworden, sondern hatten im Gegensatz zu uns Eseln nur im Dunkeln nichts sehen können.

Als der Offizier durch deren Gestotter immer ungehaltener wurde, fasste sich schließlich der Älteste seiner Untergebenen ein Herz und erzählte, was wirklich vorgefallen sei. Nun war es an dem Offizier, bis über beide Ohren rot anzulaufen. Besorgt schaute er um sich, ob nicht vielleicht irgendjemand dieses peinliche Geständnis belauscht haben



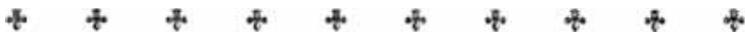
könnte. Doch da war niemand außer mir. Ich allerdings vermochte nur schwerlich meine innere Belustigung über dieses polizeiliche Versagen zu verbergen. Der feinfühligste Offizier hatte dies sofort bemerkt. Und indem er ganz offensichtlich vergaß, dass ich ein Esel bin, und deshalb auch nicht das Geringste ausplaudern konnte, kam er auf mich zu und bat mich doch ernsthaft, absolutes Stillschweigen über diesen peinlichen Vorfall zu bewahren.

Angesichts der Liebenswürdigkeiten, die mir seine Gendarmen bereits auf dem Hinweg zum Kloster hatten angedeihen lassen, fiel mir dies nicht sonderlich schwer. Und so legte ich als Antwort nur meinen Kopf auf seine Schulter und stieß einen bejahenden Schnaufer aus.

Der Offizier, dadurch sichtlich beruhigt, wollte von seinen Untergebenen nun nur noch wissen, wo denn die übrigen fünf Räuber abgeblieben seien. Da zupfte ich ihn bereits am Ärmel und zog ihn mit mir den Klosterhügel hinab. Unter der Tanne blieb ich stehen und schaute demonstrativ nach oben. Neugierig hielt der Offizier die Fackel über seinen Kopfe und erblickte höchst erstaunt die Räuber, die vor Anstrengung zitternd wie übergroße Tannenzapfen noch immer im Geäst des Baumes hingen.

„Hierher Leute, schnell!“, rief er: „Wir haben die Bande und zwar vollständig.“

Auf diese Worte hin strömten die Bauern und Gendarmen unter dem Baum zusammen und fingen augenblicks lauthals zu lachen an. Und dies war Moment, wo den Spitzbuben ihre Kräfte versagten und einer nach dem anderen wie überreifes Fallobst vom Baume fiel.



Die große Angst, mit der die Räuber mir begegneten, signalisierte allen Anwesenden mehr als deutlich, dass dieser grandiose Streich auf meine Rechnung ging. Und augenblicks erscholl ein vielstimmiger Chor:

„Bravo Cadichon, ... hoch lebe unser kluger Esel, der es mit einer ganzen Räuberbande aufgenommen hat.“

Und einer der Schutzmänner meinte gar: „Wäre er kein Esel, so hätte er einen Orden verdient.“

„Er hat ja schon ein Kreuz auf dem Rücken“, erwiderte der andere.

„Schweig, du Einfaltspinsel“, sagte ein dritter: „Du weißt ja wohl, dass dieses Kreuz den Eseln zur Erinnerung an die Ehre auf den Rücken gezeichnet ist, die einem ihrer Vorfahren zuteil wurde, unsern Heiland Jesus Christus tragen zu dürfen.“

„Deswegen ist es auch ein Ehrenkreuz“, warf der andere wieder ein.

„Stille!“, gebot der Offizier endlich: „Wir alle wissen, was wir an unserem klugen Cadichon Gutes haben und werden seine Taten immer ehrend im Gedächtnis behalten. Und nun lasst uns mit den Räubern zur Stadt zurückkehren, um sie endlich alle ins Gefängnis zu werfen.“

Abschließend bleibt mir bezüglich dieses außergewöhnlichen Abenteurers nur noch zu ergänzen, dass sich trotz des Schweigeverbots des Offiziers durch einen schwatzhaften Hilfspolizisten das Gerücht verbreitete, ich habe nicht nur die Räuberbande auf die Tanne katapultiert, sondern diese aufgrund des Versagens der Schutzmänner quasi eigenhufig den Hügel hinab und in die Falle getrieben. Dementsprechend war von dem Tage an in der Umgebung der Bewun-



derung und des Lobes kein Ende. Und jedes mal wenn ich ausging, hörte ich die Leute zueinander sagen:

„Oh, seht nur. Das ist Cadichon, der berühmte Cadichon, der allein mehr wert ist als eine gesamte Polizeitruppe und alle Esel im ganzen Lande zusammen.“



14. Die Jagd

Eines Tages, während ich in angenehmster Stimmung unter meiner Lieblingseiche im Park das wunderschöne Licht- und Schattenspiel der glitzernden Sonnenstrahlen und Blätter auf der sanften grünen Wiese bewunderte, hörte ich, wie die zwei strammen Söhne der lieben Großmama eine Jagdpartie verabredeten, an welcher ihre Enkel Peter und Heinrich sowie ein mir unbekannter Verwandter Namens August sich beteiligen sollten.

Von diesem Augenblick an war es mit meiner guten Laune geschehen, denn ich hasse und verachte die Jagd über alles. Und nun sollten auch noch diese armen, bis dato völlig unschuldigen Kinder zu diesem Mordhandwerk verführt werden. Damit habe ich Euch, liebe Leser, bereits gesagt, was ich von dieser höchst verachtenswerten Freizeitbeschäf-



tigung halte. Denn nichts anderes ist sie. Stellt Euch doch nur einfach einmal vor, dass Ihr anstatt der armen Tiere das Jagdwild abgeben solltet. Wie würdet Ihr Euch fühlen, wenn man Euch gnadenlos auf Leben und Tod durch den Wald hetzen würde? Und dazu könntet Ihr Euch noch nicht einmal verteidigen, denn die Jäger haben Gewehre, Ihr aber nur Eure Beine zum Weglaufen. Und dieses Morden und Töten macht den Jägern auch noch Spaß. Sie feiern sich danach gegenseitig als Helden, hängen die Reste unserer armen geschändeten Körper wie barbarische Wilde als Trophäen in ihre Esszimmer und Wohnstuben. Ja, das sind die Jäger. Nichts weiter als eine Bande gemeiner, feiger Mörder!

Und in diesem Zusammenhang möchte ich Euch ein großes Geheimnis verraten, das aus unserem Munde eine besondere Bedeutung erhält, da gerade wir Esel wohl zu den friedfertigsten Wesen auf Erden gehören. Deshalb ist es auch kein Zufall, dass wir kein Fleisch essen. Denn wir Esel bewahren ein uraltes Wissen, welches den meisten Erdenbewohnern schon längst abhanden gekommen ist:

Keine größere Sünde gibt es unter diesem herrlichen blauen Himmel, der alle Geschöpfe gleichermaßen schützend umgreift, als dass ein Lebewesen das andere tötet. Wir alle, ob Mensch oder Tier, fühlen Glück und Leid, Freiheit und Angst, Sehnsucht und Einsamkeit. Wir alle haben Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Kinder und Enkelkinder, die wir lieben und um deren Wohl wir uns sorgen. Und wir alle haben ein Recht darauf zu leben, das kein Lebewesen dem anderen nehmen darf. Der Tod bringt nur Leid und Elend. Wenn Euch Eure Eltern einzureden versuchen, dass man uns Tiere töten müsse, weil Ihr angeblich unser Fleisch als Nah-



rung zum Leben braucht, dann ist das schlichtweg gelogen. Wir Esel wissen noch von einer Zeit, da kein Lebewesen das andere aß. Und alle Menschen und Tiere waren dennoch gesund und munter.

Nun gut, lasst uns damit zu dem unleidigen Thema der Jagd zurückkehren. Ich war fest entschlossen, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um diese Jagd zu stören und meinen Gefährten des Waldes ihr kostbares Leben zu retten. Wie gesagt, sollte die Eröffnung der Jagd am nächsten Morgen stattfinden und somit blieb mir nicht mehr viel Zeit zur Vorbereitung. Den gesamten restlichen Tag und die halbe Nacht nutzte ich dazu, etliche auf dem Hof und in der Umgebung lebende Tiere in meinen Plan einzuweißen. Nur die Hunde ließ ich außen vor, da ich ihre sklavische Ergebenheit den Menschen gegenüber nur zu gut kannte und fürchtete.

Am nächsten Morgen waren Peter und Heinrich vor allen andern fertig. Die dummen Jungen hatten ihre Jagdtaschen und Gewehre über die Schultern gehängt, und ihre Augen strahlten vor Glück und Freude. Es war ihre erste Jagd. Sie schauten stolz und kampfeslustig drein, da sie ernsthaft glaubten, genauso wie ihre nicht minder einfältigen Väter es ihnen beigebracht hatten, dass die Jagd etwas Schönes und Ehrenvolles sei. Vermutlich glaubten sie gar, dass das Wild in der ganzen Umgebung sich schon darauf freute, unter ihren Schüssen im eigenen Blute zu ertrinken. Ich folgte der Gesellschaft von ferne, um mir die Jagdvorbereitungen anzusehen und auf meine Gelegenheit zu warten.

„Peter“, hörte ich da Heinrich in überlegenem Tone fragen: „Wohin stecken wir denn das Wild, wenn unsere Jagdtaschen erst einmal voll sind?“



„Ich habe auch schon daran gedacht“, antwortete dieser: „und will Papa bitten, Cadichon mitzunehmen.“

Der Gedanke behagte mir ganz und gar nicht. Denn ich wusste, dass junge Jäger sehr unvorsichtig sind und in ihrer Aufregung blindlings auf alles schießen, was vor oder neben ihnen in Wald und Feld nur irgendwie sich zu regen scheint. Andererseits dachte ich, dass ich mich auf diese Weise nicht einmal zu verstecken brauchte und meinen rettenden Plan quasi frei vor aller Augen in die Tat umsetzen konnte.

„Papa“, sagte Peter, auf seinen Vater zueilend: „Dürfen wir Cadichon mitnehmen?“

„Warum denn das?“, fragte dieser lachend: „Willst du etwa zu Esel jagen und die aufsteigenden Rebhühner im Ritte schießen? Dann müsstest du zuerst Cadichon mit Flügeln versehen.“

„Nein, Papa, das meine ich nicht“, antwortete Heinrich beleidigt: „Cadichon soll nur mitkommen, um unser Wild zu tragen, wenn unsere Jagdtaschen voll sind.“

„Um euer Wildbret zu tragen! Ihr armen, unschuldigen Tröpfe glaubt also ernsthaft, dass ihr etwas und dazu noch viel schießen werdet?“

„Aber ganz gewiss, Papa“, antwortete Heinrich verletzt: „Ich habe zwanzig Patronen bei mir und rechne sicher, mindestens fünfzehn Stück damit zu erlegen.“

„Ei, sieh einmal an! Das ist ja ausgezeichnet, wirklich ganz ausgezeichnet! Weißt du, was ihr zwei mitsamt eurem Freund August unfehlbar totschiessen werdet?“

„Was denn, Papa?“

„Die Zeit, und sonst nichts.“

„Wenn du uns für so dumm und ungeschickt hältst, dass



wir nichts zu treffen vermögen, dann weiß ich aber wirklich nicht, Papa, warum du uns Flinten gegeben hast und uns mit auf die Jagd nimmst.“

„Um euch schießen zu lehren, kleine Einfaltspinsel, darum nehme ich euch mit auf die Jagd. Die ersten Male schießt man nie etwas. Denn man lernt das Treffen nur durchs Fehlen.“

Die Unterhaltung wurde durch den eben ankommenden August unterbrochen, der ebenfalls sicher war, alles zu treffen, was ihm vor die Flinte kommen würde. Peter und Heinrich waren noch ganz rot vor Entrüstung, als August sich zu ihnen gesellte.

„Papa glaubt, dass wir nichts schießen werden, August. Wir wollen ihm schon beweisen, dass wir geschickter sind, als er meint.“

„Seid nur ruhig, wir werden schon mehr Wild erlegen, als sie“, antwortete August überlegen.

„Warum mehr?“

„Weil wir jung, flink und scharfblickend sind, während unsere Väter doch schon ein bisschen alt und trottelig durch die Welt schleichen.“

„Ja, das ist wahr. Papa ist schon zweiundvierzig Jahre alt. Peter dagegen dreizehn und ich fünfzehn.“

„Und mein Papa ist schon dreiundvierzig Jahre alt und ich erst vierzehn“, setzte August frohlockend nach.

„Wartet, ich werde, ohne viel zu fragen, Cadichon den Sattel mit den Körben auflegen lassen. Er mag mitkommen und unsere große Jagdbeute heimtragen“, jubelte Peter.

„Das ist sehr gescheit von dir! Aber lass große Körbe nehmen. Denn wenn wir einen Rehbock schießen sollten, so würde der allein schon viel Platz wegnehmen.“



Trotz des makabren Anlasses konnte ich nicht umhin, über ihren Größenwahn zu lächeln. War ich doch in der Tat davon überzeugt, dass sie mir nicht nur keinen Rehbock aufladen, sondern auch mit ebenso leeren Körben wie beim Hinweg heimkehren würden. Dazu sollten sowohl ihre Ungeschicklichkeit als auch mein Einsatz beitragen.

„Aufgebrochen!“, riefen jetzt die Väter: „Wir gehen voraus, und ihr Jungen folgt uns dicht auf dem Fuße. Wenn wir erst in der Ebene sind, werden wir uns in Schusslinie aufstellen.“

„Aber was ist denn das?“, unterbrach Peters Vater ungehalten: „Cadichon läuft uns ja nach und auch noch mit zwei ungeheuer großen Körben verziert!“

„Sie sind für das Wildbret bestimmt, das diese jungen Herren zu erlegen vorhaben“, erklärte der Jäger Michaud, ein hämisches Lächeln kaum unterdrückend.

„Ach so! Sie haben also ihren Kopf doch durchgesetzt! Nun meinerwegen. Mir ist es recht, dass Cadichon die Jagd mitmacht. Wenn er Zeit zu verlieren hat.“

Dabei blickte er spöttisch lächelnd mich und die beiden Söhne an, die eine unbefangene Miene anzunehmen suchten.

Zeit habe ich nicht zu verlieren, ganz im Gegenteil, dachte ich hämisch. Ihr werdet schon sehen ...!

„Ist dein Gewehr geladen, Peter?“, fragte Heinrich.

„Nein, noch nicht. Es ist so beschwerlich, es immer zu laden und dann wieder zu entladen. Ich warte lieber, bis ein Rehbock angelaufen kommt, um sich von mir erschießen zu lassen.“

„Ah, das ist klug gedacht, Peter!“, meinte August: „Ich werde es genauso tun.“



„So, da wären wir an der rechten Stelle des Waldes angelangt. Jetzt gilt es, sich in der nämlichen Schusslinie zu halten, und nur vor sich zu zielen, nicht aber nach rechts oder links. Sonst schießen wir uns nämlich gegenseitig tot“, erklärte Peters Vater schulmeisterlich.

Es dauerte gar nicht lange, da stiegen bereits die ersten Rebhühner von allen Seiten auf. Augenblicks legten die Väter ihre Gewehre zum Schießen an. Auf diesen Augenblick hatte ich nur gewartet. Mit einem jähen Sprung brach ich augenblicks durchs Unterholz und rutschte auf meinen Knien den stolzen Jägern von hinten in die Beine, dass sie rücklings zu Boden fielen.

Die Schüsse krachten und ein paar unschuldige Tannenzapfen und Zweige prasselten direkt über den Vätern als Jagdbeute auf deren Köpfe nieder.

„Verdammt, was war das denn? Ach, dieser dämliche Esel. Was sollte denn dieses grässliche Schauspiel?“

Ich tat ganz unschuldig und versuchte mit meinem Maul mein Hinterteil zu erreichen, als ob da irgendetwas wäre, das mich mächtig stören würde.

„Ach schau nur, da“, meinte Peters Vater lachend: „Vermutlich hat ihn ein Bienchen oder eine Pferdebremse gestochen. Und sogleich ist unser mutiger Esel durchgegangen!“

Alle lachten mich aus. Ich ließ ihnen ihre gemeine Freude, denn ich wusste es besser.

Es dauert nicht lange, da kam als nächstes eine Herde Rehe in Sicht, angeführt von einem stolzen Hirsch, den ich sofort wiedererkannte. Ich hatte ihn einst als treuen Freund in meiner einsamen Zeit im Walde kennen und schätzen gelernt.





Heinrichs Vater flüsterte: „Pst, nun ganz leise. Wir werden sie allesamt zur Strecke bringen.“

Ich zählte sieben Rehe und mit den Begleitern zusammen sieben Jäger und die schlimmsten Greuelzenen rasten augenblicks vor meinem geistigen Auge vorbei.

Die gesamte Mordbande ging nun sachte auf die Knie und jeder von ihnen legte sein Gewehr auf eines der armen Tiere an. Auch ich gesellte mich, ganz so als wäre ich ihr heimlicher Spießgeselle, ihnen bei. Keinen halben Meter befand sich mein Kopf hinter den ihrigen. In dem Moment, wo sie Positur eingenommen und gerade abdrücken wollten, stieß ich einen derart gewaltigen Schrei aus, dass August, Heinrich und Peter vor lauter Schreck ihre Gewehre fallen ließen und das Weite suchten. Die Väter und der Jäger Michaud hingegen fluchten in den allerschlimmsten Ausdrücken laut vor sich hin. Denn die Rehe hatten, durch mich gewarnt, augenblicks das Weite gesucht.

„Das war Absicht!“, fauchte der Jäger wütend und warf mir einen hasserfüllten Blick entgegen.

Nun galt es meinerseits schnell und richtig zu reagieren, um nicht vorzeitig aus dem Rennen genommen oder gar zur Rechenschaft gezogen zu werden. Und so warf ich mich spontan auf den Boden, wälzte mich von einer Seite auf die andere, um derart eine akute Magenkolik vorzutäuschen.

„Der arme Esel“, rief Heinrich, der bereits von seiner Flucht zurückgekommen war.

„Ich habe dir doch gesagt, dass du ihm keinen Rhabarber zu fressen geben sollst“, schimpfte Peter.

Die Väter schauten mich kritisch an und glaubten dem ganzen Theater nicht so richtig.



„Wir sollten Cadichon sofort nach Hause schicken. Er richtet nur Schaden an.“

„Ja, und unsere Sprösslinge sollten wir auch zum Schlosse zurückschicken. Sie sind eben noch zu jung für die Jagd“, pflichtete Peters Vater seinem Bruder bei.

„Nein, nicht!“

„Das dürft ihr nicht, wir haben noch nichts geschossen.“

„Sieh doch nur, Cadichon geht es schon viel besser“, riefen Peter, Heinrich und August wild durcheinander.

Die Väter waren einen Moment unschlüssig, schauten mir noch einmal sehr kritisch in die Augen und der Jäger griff mir grob an den Bauch. Ich versuchte meine unschuldige Miene aufzusetzen, schauten alle Anwesenden mit einem derart beschränkten und treuherzigen Gesichtsausdruck an, dass sich die Mienen der Jagdgesellschaft augenblicks entspannten.

„Nun gut, aber ab jetzt ist absolute Ruhe! Nur noch einmal eine solche störende Aktion und ihr geht alle postwendend nach Hause zu euren Puppen und Teddys!“

Die Buben schauten wie begossene Pudel zu Boden und auch ich befeißigte mich einer reuigen Arme-Sünder-Miene. Von dem Augenblick an hielt ich mich klugerweise zurück, denn nun mussten mir, wie geplant, meine Gefährten vom Bauernhof zur Hilfe kommen.

Mittlerweile äußerst schlecht gelaunt, schlich die Jagdgesellschaft weiter durch den dichten Wald. Und ich betete, dass sich bis zum Dunkelwerden kein Tier mehr zeigen möge. Doch leider weit gefehlt. Als wir an einen kleinen Waldsee kamen, tummelte sich da friedlich eine große Entenfamilie. Die Kleinen putzten ahnungslos ihr Gefieder



und die Eltern tauchten nach köstlichen Gräsern in die Tiefe.

Sofort waren meine Jäger wieder Feuer und Flamme. Jeder von ihnen schlich sich augenblicks hinter einen der zahlreichen dichten Büsche und legte sein Gewehr an. In genau dem Moment gab es ein Heidengetöse direkt hinter ihnen. Eine ganze Schar von etwa 25 Ziegen rannte meckernd im Schutz des dichten Unterlaubes hinter ihren Rücken vorbei und verschwand ebenso geheimnisvoll wie sie gekommen war. Die Enten flogen auf und davon und die Jagdgesellschaft drehte sich verwundert um. Auch ich schloss mich ihnen an und tat so, als ob ich verdutzt nach irgendwelchen Spuren auf dem Boden suchen würde.

„Wenn mich nicht alles täuscht“, sprach der Jäger: „so sind dies Ziegenspuren.“

„Aber wie sollen denn Ziegen hier in den Wald kommen?“, knirschte Peters Vater böse vor sich hin.

„Lassen sie uns mit ihrem Jägerlatein in Ruhe, Michaud“, setzte auch Heinrichs Vater wütend nach.

Wie als Antwort raste im selben Augenblick die mit Jägerlatein bezeichnete Ziegenherde erneut hinter ihren Rücken durchs Unterholz.

Dieses Mal schoss der Jäger geistesgegenwärtig auf gut Glück dem Geräusche nach. Und mein guter Freund, der Jagdhund Médor, flitzte den Ziegen hinterher. Ich tat so, als ob ich ebenfalls die Verfolgung der Missetäter aufnehmen wolle. Und nur auf diese Weise gelang es mir, Médor, den ich ganz bewusst nicht in meinen Plan eingeweiht hatte, von Schlimmerem abzuhalten.



So trotteten wir nach einigen Minuten müde zurück, währenddessen sich unsere stolzen Jäger von dieser neuerlichen Niederlage bereits ein wenig erholt hatten.

„Kinder, wir werden hier nicht von dannen weichen, bis wir nicht wenigstens einen Hasen geschossen haben. Was sollen denn unsere Frauen von uns denken? Etwa, dass wir Schlappschwänze sind?“

Oh Schreck, sie hatte noch immer nicht genug! Nun galt es, wie geplant, sie systematisch zu ermüden. Unauffällig drehte ich mich um und erblickte keine dreißig Meter von mir entfernt zwei weiße Hühner vom Hühnerhof, die nur meiner Anweisungen harreten. Ich wackelte dreimal mit meinen Ohren, das vereinbarte Zeichen. Und schon begannen die Hühner hysterisch zu gackern.

Dies verunsicherte die Jäger zutiefst.

„He, das sind doch keine Moorhühner? Fast möchte ich meinen, dass es ganz normale Legehennen seien!“

„Da möget ihr Recht haben, Herr“, meinte auch der Jäger: „Nur wir kommen die in unser Jagdrevier?“

„Kommt, lasst uns die Sache aufklären, damit wir nicht noch unsere eigenen Hofhühner, die sich vielleicht im Wald verirrt haben, versehentlich zur Strecken bringen“, meinte Heinrichs Vater besorgt: „Dies würde nämlich großen Ärger mit der lieben Großmama geben.“

Schon bewegte sich die Gesellschaft still und leise in Richtung des seltsamen Gegackers. Wohlweislich hatte ich mit den Hühnern vereinbart, dass sie die Jäger nicht näher als dreißig Meter an sich herankommen lassen sollten. Und so geschah es, dass sieben schwerbewaffnete, blutrünstige Menschen über drei Stunden zwei schwachen, kleinen un-



aufhörlich gackernden Hühnern kreuz und quer durch den dichten Wald folgten, ohne selbige auch nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen.

„Es ist doch gar zu blöd, dass wir uns mit Gefiedertem abgeben, wo wir doch weitaus größeres Wild erjagen könnten, das unserer Männlichkeit weitaus mehr Ruhm und Ehre einbringen würde.“

„An was denkst du denn?“, fragte Heinrichs Vater seinen Bruder neugierig.

„Ein Wildschwein, ja das würde mir gefallen! Weiß Gott, ich sehe es schon in der Pfanne brutzeln.“

Diese makabre Vorstellung übte ganz offensichtlich eine wiederbelebende Wirkung auf unsere bereits recht heruntergekommene Jägertruppe aus.

„Lasst uns zum Tannenwald gehen. Dort treiben sich die Burschen zumeist im Unterholz herum“, empfahl Michaud und alle folgten ihm sogleich.

Nun müssten, wie vereinbart, meine treuen Brüder und Schwestern, die Esel vom nahen Dorfe zum Einsatz kommen, dachte ich verschmitzt. Und um ihnen ein Zeichen zu geben und sie in den weiteren Plan einweihen zu können, versuchte ich mich unauffällig von der Jagdgesellschaft zu entfernen.

Dummerweise hatte ich nicht mit dem guten Instinkt des Jägers gerechnet, der mir die gesamte Zeit bereits zutiefst misstraute. Und so schlich er unbemerkt hinter mir hinterher, in der Hoffnung zu entdecken, was für eine Verschwörung sich hinter dieser in seiner ganzen Jägerlaufbahn noch nie dagewesenen Kette von Misserfolgen versteckte. Michaud war der Einzige, der meine Klugheit im ganzen Umfang er-



ahnte und vermutlich davon ausging, dass ich mit anderen Tieren des Bauernhofes und des Dorfes unter eine Decke steckte.

Über Umwege am Rande des Tannenwaldes angekommen, hielt ich endlich inne. Denn ich glaubte ein Geräusch zu vernehmen, dass nur von meinen Gefährten herrühren konnte. Vorsichtig bog ich die Büsche auseinander und erblickte statt der erwarteten Esel eine riesige Herde von an die fünfzig Wildschweinen. Da knackte es hinter mir. Und kurz darauf entdeckte ich schon den Jäger, der versehentlich auf ein trockenes Stöckchen getreten war. In seiner rechten Hand hielt er nur einen groben Stock und in seiner linken eine Schlinge.

Sofort verstand ich, was hier passieren sollte. Der hinterhältige Bursche hatte es ganz offensichtlich auf mich abgesehen und dachte gewiss, dass ich ihn nun zum Versteck meiner vom Bauernhofe ausgebüchsten Freunde führen würde.

Warte nur, mein Freundchen. Den Spaß gönne ich dir, dachte ich verschmitzt. Und ohne auch nur einmal an dem Erfolg meines spontan entwickelten Planes zu zweifeln, marschierte ich geradewegs mitten in die Wildschweinherde hinein.

Erstaunt blickten die Schweine mich an und augenblicks begannen mehrere der kräftigsten von ihnen mich zu umkreisen. Doch meine Selbstsicherheit und Kaltblütigkeit hielt sie noch immer in achtsamen Abstand. So, jetzt musste nur noch der Jäger in unsere traute Runde treten und der Rest würde sich von ganz allein erledigen, dachte ich. Entsprechend setzte ich listig zum Wiehern an und formte einen derart ausgefallenen Eselsschrei, dass der Jäger unmöglich



seine Neugier hätte bezähmen können. Und so war es auch. Wider alle seine Jägerprinzipien stürmte er unachtsam durch das Gebüsch und sah sich augenblicks von an die fünfzig wilden Schweinen umgeben, eines größer und bedrohlicher als das andere.

Sein erstauntes Gesicht angemessen zu beschreiben, erscheint mir im Nachgang als völlig unmöglich. Michaud schaute nämlich dermaßen dumm aus der Wäsche, wie nur einer schauen kann, der das erste Mal in seinem Leben unerwartet vom Jäger zum Gejagten wurde. Denn schon hatte eine trüchtige Bache in ihm den Mörder ihres Mannes entdeckt. Mit einem barbarischen Schrei stürzte sie sich auf ihn, schleuderte ihn hoch in die Lüfte. Und dies war das Startsignal für die übrigen Schweine, die wohl an die dreißig Minuten lang mit dem Jäger eine Art Fangball spielten.

Ich amüsierte mich köstlich über ihr Treiben, wie der Jäger immer wieder aufs Neue wildeste Purzelbäume schlagend durch die Lüfte sauste. Nur versteckte ich mich vorsorglich im Gebüsch, damit Michaud mir später keine Mittäterschaft und Mitwisserschaft unterstellen konnte.

Endlich verloren sie die Lust an ihm und trotteten allmählich von dannen. Der Jäger lag reglos im Schlamme, kaum dass man ihn von dem Unrat unterscheiden konnte, der ihn umgab. Und dies war der Zeitpunkt, da ich herzerreißend zu schreien anfang.

Es dauerte keine fünf Minuten, da hatte ich die übrigen Mitglieder der Jagdgesellschaft bereits hergelockt. Fassungslos standen sie um uns herum und sahen, wie ich scheinbar den armen Michaud barmherzig und besorgt wiederzubeleben versuchte.



„Wenn mich nicht alles täuscht, so ist unser tapferer Jäger unter die Wildschweine geraten“, bemerkte Peters Vater mit Grauen.

Und Heinrichs Vater fügte hinzu: „Wie dies allerdings einem so erfahrenen Mann wie Michaud passieren konnte, ist mir völlig unbegreiflich! In der Tat weiß ich, dass mindestens 120 geschossene Wildschweine allein auf sein Konto gehen.“

Was Heinrichs Papa nicht wusste, dass ein kluger Esel jedem noch so klugen Jäger haushoch überlegen ist.

„Bestimmt hat unser tapferer Cadichon die Wildschweine in die Flucht geschlagen und derart dem Jäger das Leben gerettet“, spekulierte Heinrich tief beeindruckt.

Und tatsächlich. In dem Moment begann der Jäger sich zu regen. Er lebte in der Tat. Und es dauerte keine fünf Minuten, da stand dieser zähe Mann schon wieder auf seinen, wenngleich noch äußerst wackligen Beinen.

„Die Jagd ist abgebrochen!“, rief Peters Vater wütend: „Einen solchen Unsinn muss ich mir nicht länger antun.“

Erleichtert stöhnte ich auf. Mein großer Plan war in vollem Umfang aufgegangen. Und nicht nur das. Die Wildschweine hatten mit ihrem ausgefallen Ballspiel meinem Werk eine würdige Krone aufgesetzt. Einzig die dummen Buben schienen noch immer nicht genug zu haben und schauten enttäuscht auf die leeren Körbe an meinen Seiten.

„Ich habe Hunger“, sagte Heinrich und dachte vermutlich an den soeben entgangenen Wildschweinbraten.

„Und ich habe großen Durst“, seufzte August.

„Dann lasst uns auf dem nur wenige hundert Meter entfernten Pachthof ein Nachmittagsessen einnehmen, das uns



die gütige Großmama eigentlich bereits als Frühstück dorthin geschickt hatte.“

Die jungen Leute folgten der Einladung mit Freuden. Dort angelangt, lagerten sich alle unter einem alten Eichbaume auf der Wiese und machten sich daran, den Inhalt der Körbe auszupacken. Bald lag da der sogenannte Jagdimbiss auf dem Gras ausgebreitet: Schinken, eine Fleischpastete, harte Eier, Käse, Marmelade und eingemachte Früchte. Auch eine kalte Süßspeise, ein großer Kuchen und einige Flaschen des besten alten Weines fehlten nicht.



15. Der Mord

Wie die wilden Raubtiere, stopften die ach so tapferen Jäger, groß und klein, gierig alles in sich hinein, als wollten sie mit der gewaltigen Essensmenge die Schlappe wiedergutmachen, die ich ihnen zuvor auf ihrer Pirsch so erfolgreich beigefügt hatte.

„Wir waren aber nicht sehr glücklich bei der Jagd, Papa“, sagte Heinrich vorwurfsvoll zu seinem Vater.

„Und Cadichons Körbe sind noch immer leer“, ergänzte Peter schlecht gelaunt.



einem Hofhunde suchte. Und dieser Bekannte war eben jener hartherzige Pächter, bei welchem ich damals lebte.

Dieses schlimme Erlebnis hatte bereits im frühen Alter von sieben Monaten Médors Herz gebrochen. Und seit jenem schrecklichen Tage hatte mein Freund große Angst vor den Menschen, die ihn leider nicht zum Widerstand, sondern vielmehr sich den Menschen bedingungslos unterzuordnen verführte. Dieses sklavisches Verhalten brach mir immer wieder fast das Herz, denn im Laufe unserer Freundschaft lernte ich seine große Sehnsucht nach Freiheit und nach liebevollem Umgang kennen und schätzen. Unglücklicherweise konnte ich meinen guten Freund bis zu seinem grausamen Tode niemals mehr von diesem, seinem sklavischen Charakterzug befreien.



18. Der gelehrte Esel

Eines Tages, als ich wieder einmal auf der herrlichen Wiese im Schlosspark unter der alten Eiche vor mich hin träumte, kamen die Kinder fröhlich auf mich zugesprungen. Ludwig und Jakob spielten eine Weile neben mir und belustigten sich damit, mir auf den Rücken



zu klettern. Dabei vermeinten sie, es geübten Kunstreitern gleich zu tun, obwohl sie sich höchst ungeschickt anstellten, insbesondere der liebe, kleine Jakob, der all seine Vettern zusammen an Ungeschicklichkeit bei weitem übertraf. So ungeheuer auch Jakobs Anstrengungen waren, immer wieder rutschte er zur Erde herab. Und ich versuchte ihm, so gut wie möglich zu helfen. Denn ich liebte Jakob und die kleine Rasselbande sehr.

Plötzlich kam Magdalena unter lautem Gejauchze auf uns zugehüpft:

„Ludwig, Jakob, Peter, Elisabeth!“, rief sie: „Uns steht ein köstlicher Spaß bevor. Übermorgen dürfen wir auf den Jahrmarkt, um dort einen gelehrten Esel zu sehen.“

„Einen gelehrten Esel? Was ist denn das?“, fragte Jakob verwundert.

„Das ist ein Esel, der allerlei Kunststücke macht.“

„Was für Kunststücke?“

„Kunststücke ... nun, eben Kunststücke, weißt du ...“, stotterte Magdalena hilflos.

„Pah! solche Kunststücke wie Cadichon wird er doch nicht machen können!“, entgegnete Jakob geringschätzig.

„Ach was, Cadichon! Der ist freilich sehr gescheit“, mischte sich Heinrich in das Gespräch ein: „Aber das kann er nun doch nicht leisten, was ein gelehrte Esel auf dem Jahrmarkt fertig bringt.“

„Ich bin überzeugt, dass er es könnte, wenn man es ihm nur erst vormachen wollte“, mischte sich nun auch die hinzugekommene Kamilla in das Gespräch ein.

„Ihr streitet um nichts“, unterbrach Peter die beiden: „Lasst uns erst einmal sehen, was an dem gelehrten Esel



überhaupt dran ist. Erst dann werden wir beurteilen können, ob er geschickter ist als unser Cadichon.“

„Ja, Peter hat Recht“, meine Kamilla: „Wir müssen warten, bis wir in der Vorstellung gewesen sind.“

„Nun, und was machen wir, nachdem wir dort gewesen sind?“

„Wir zanken uns erneut“, scherzte Magdalena lachend mit Elisabeth.

Jakob und Ludwig hingegen flüsterten sich leise etwas ins Ohr. Und nachdem die übrigen Kinder fortgegangen waren, begannen sie lachend und singend um mich herum zu tanzen:

*„Freund Cadichon, du gehst mit auf die Messe,
dort siehst du des gelehrten Esels Späße.
Und bist du geschickter, oh Cadichon,
dann trägst du statt jenem das Lob davon!“*

Ich muss wohl kaum hinzufügen, dass meine Neugier durch all diese Dinge aufs Höchste geweckt war. Zwar wusste ich, dass wir Esel allesamt sehr klug sind. Doch von einem gelehrten Esel hatte ich noch nie etwas gehört. Und außerdem begann tief in meinem Innern der Stachel des Ehrgeizes bereits sein unheilvolles Werk zu vollbringen. Und so dachte auch ich bereits, wie die einfältigen Jungen, dass es wohl keinen gelehrteren Esel auf Erden geben könne als mich.

„Glaubst du denn, dass Papa und Onkel uns erlauben werden Cadichon mitzunehmen?“

„Ganz gewiss, Heinrich. Wenn wir ihnen den Grund ver-raten“, antworte Jakob. Und als hätten die Väter die Worte ihrer Sprösslinge vernommen, kamen sie just des Weges.



„Papa, Papa!“, riefen Jakob und Ludwig mit geheimnisvoller Miene: „Kommt, geschwind. Wir haben euch etwas zu sagen.“

„Was habt ihr denn vor, Jungs? In welche Verschwörung wollt ihr uns hineinziehen?“, fragte Ludwigs Vater lachend.

„Still, Papa, still!“, entgegnete dieser: „Gleich sollst du hören, um was es sich handelt. Du weißt doch, dass übermorgen auf dem Jahrmarkte ein gelehrter Esel zu sehen sein wird?“

„Nein, das wusste ich nicht. Aber was sollen wir mit einem gelehrten Esel anfangen, da wir doch unseren klugen Cadichon haben?“, antwortete Ludwigs Vater.

„Dasselbe haben wir ja gerade eben auch gesagt, Papa, nämlich dass Cadichon viel gelehrter ist, als alle anderen Esel es jemals sein könnten. Die Schwestern, Vettern und Cousins gehen nun alle zum Jahrmarkt, um den Esel zu sehen. Und wir möchten gern Cadichon mitnehmen, damit er sich die Kunststücke des gelehrten Esels merkt, um sie dann alle nachzumachen.“

„Wie? Ihr wollt Cadichon unter die Zuschauer stellen?“, fragte Jakobs Papa verwundert.

„Ja. Statt im Wagen hin zu fahren, reiten wir zwei auf Cadichon und halten dann ganz nahe an dem Kreise, wo der gelehrte Esel auftritt.“

„Nun meinetwegen. Aber ich bezweifle, dass Cadichon in einer einzigen Unterrichtsstunde besonders viel lernen wird.“

„Aber warum denn nicht“, fragte Jakob verunsichert: „Nicht wahr, Cadichon, du wirst es bald genauso gut machen wie der alberne gelehrte Esel?“



Mein kleiner Freund sah mich bei dieser Frage so ängstlich an, dass ich, um ihn zu beruhigen, laut zu wiehern anfang, während ich im Stillen über seine Sorge lachen musste.

„Hörst du's, Papa? Cadichon hat ja gesagt“, rief der Knabe triumphierend.

Die zwei Väter umarmten ihre kleinen Jungen, lachten herzlich über deren Einfall und verließen sie unter der Bedingung, dass sie ihre Söhne und mich auf den Jahrmarkt begleiten dürften.

Aha, sagte ich zu mir selbst: Auch sie zweifeln also an meiner Geschicklichkeit! Schon bald werde ich ihnen eine bessere Meinung von mir beibringen.

Der ersehnte Tag war endlich gekommen. Eine Stunde vor der Abfahrt wurde ich einer sehr gründlichen Toilette unterzogen. Man striegelte und bürstete mich bis zum Umfallen. Dann bekam ich einen schmucken, neuen Sattel und Zaum angelegt und einen bunten Blumenkranz auf den Kopf. Ludwig und Jakob baten sich aus, ein wenig früher als die anderen losreiten zu dürfen, um nicht zu spät dort anzukommen. Die Väter setzten ihre kleinen Jungen auf meinen Rücken, und ich begann prächtig geschmückt meinen Marsch.

In einer Stunde erreichten wir das Dorf und fanden schon viele Menschen um den mit einer Schnur abgesperrten Platz versammelt, auf dem der gelehrte Esel seine Kunststücke zeigen sollte. Inzwischen waren auch die Väter mit den anderen Kindern angekommen und so stellten wir uns alle dicht hinter der Schnur auf. Ein kräftiger Trommelwirbel verkündete das Erscheinen meines gelehrten Mitbruders. Aller Augen richteten sich erwartungsvoll auf den Holzverschlag, der ihn noch unseren Blicken entzog. Endlich öffnete sich eine Tür





und der gelehrte Esel trat hervor. Das arme Tier war überaus mager und elend und sah gar traurig und unglücklich aus. Sein Herr rief ihn an. Er näherte sich ohne Eifer, ja fast mit einer Art Furcht. Daraus entnahm ich, dass dem armen Esel die Gelehrsamkeit nur vermitteltst vieler Schläge beigebracht worden war.

„Meine Damen und Herren“, rief jetzt dessen Besitzer: „Ich habe die Ehre, ihnen Mirliflor, den König der Esel, vorzustellen. Dieser Esel, meine Damen und Herren, ist kein gewöhnlicher Esel wie seine Mitbrüder. Das heißt, er ist nicht dumm und störrig, sondern ein gelehrter Esel, ja selbst viel gelehrter als viele unter meinen verehrten Zuschauern.“

Alle lachten bei diesen plumpen Bemerkungen und der Mann fuhr eifrig fort: „Ja, ich kann wohl mit Recht sagen, dass dieser ausgezeichnete Esel, nicht seinesgleichen auf Erden findet. Komm, Mirliflor, zeige jetzt, was du kannst, und vor allen Dingen begrüße diese Damen und Herren, wie es einem wohlgezogenen Esel geziemt.“

Da ich sehr stolz war, reizte diese Rede meinen Zorn gar gewaltig. Und so beschloss ich, mich augenblicklich für die Beleidigung meiner Ehre zu rächen.

Mirliflor machte drei Schritte vorwärts und grüßte die Zuschauer mit gleichgültiger Miene durch wiederholtes Neigen seines Kopfes.

„Geh jetzt hin, Mirliflor, bringe diesen Strauß der schönsten Dame in der Gesellschaft.“

Unwillkürlich musste ich lächeln, als ich all die zarten Hände in Erwartung des Straußes ausgestreckt sah. Mirliflor ging bedächtig um den ganzen Kreis herum und blieb endlich vor einer dicken, hässlichen Frau stehen, in deren Hände



er seine Blumen niederlegte und die, wie ich später erfuhr, die Frau seines Herrn war und ihm ein Stückchen Zucker versteckt entgegengehalten hatte.

Dieser Mangel an Geschmack empörte mich über alles. Erregt sprang ich über die Schnur und stand zum höchsten Erstaunen der ganzen Versammlung plötzlich mitten im Kreise, grüßte sehr gewandt nach vorn und hinten, nach rechts und links, ging dann entschlossenen Schrittes auf die dicke Frau zu, entriss ihr den Strauß und ließ ihn artig in Kamillas Schoß fallen. Hierauf kehrte ich unter dem gewaltigen Beifallssturm der Menge ruhig auf meinen Platz zurück.



Überrascht fragte man sich aller Orten, was mein plötzliches Erscheinen denn zu bedeuten habe Und einige Leute



glaubten gar, alles sei im Voraus so abgemacht gewesen, und es gebe nicht einen, sondern zwei gelehrte Esel hier zu sehen. Andere jedoch, die mich kannten und in Gesellschaft meiner jungen Herren erblickten, waren über meinen Verstand ganz entzückt.

Mirliflors Gebieter dagegen schien sehr ärgerlich zu sein, während der Esel selbst meinen Triumph höchst distanziert aufnahm und seine gleichgültige Miene nicht im Geringsten veränderte. Von diesem Augenblick an fing ich meinen Mitbruder wirklich an, für dumm zu halten, eine Eigenschaft, die unter uns Eseln äußerst selten ist. Als das Stillschweigen endlich wiederhergestellt war, rief sein Herr Mirliflor abermals zu sich.

„Komm, Mirliflor, zeige diesen Damen und Herren nun, dass, nachdem du der Schönheit gehuldigt hast, nun auch die Dummheit zu unterscheiden vermagst. Nimm diese Narrenkappe und setze sie dem Dümmden der Gesellschaft auf den Kopf.“

Mit diesen Worten reichte er ihm eine hohe Zipfelmütze, welche mit Schellen und bunten Bändern verziert war. Mirliflor ergriff sie mit den Zähnen und steuerte auf einen dicken, roten Jungen zu, der höchst ungeschickt schon im Voraus den Kopf bückte, um die Mütze in Empfang zu nehmen. An seiner großen Ähnlichkeit mit der dicken Frau, die so ungerechterweise als die Schönste der Gesellschaft bezeichnet worden war, konnte man leicht erkennen, dass dieser dicke Junge der Sohn und Verbündete des Eselbesitzers war.

Halt, dachte ich. Jetzt ist der günstige Augenblick gekommen, um mich wegen der unverschämten Redensarten an diesem Dummkopf zu rächen. Und ehe man sich's versah,



war ich abermals in den Kreis gesprungen, auf meinen Mitbruder zugerannt, hatte ihm die Narrenkappe in dem Augenblicke entrissen, da er sie dem dicken Jungen aufsetzen wollte, und stürzte dem völlig aus der Fassung geratenen Vater entgegen. Schon hatte ich ihm meine Vorderhufe auf die Schultern gelegt, um ihm die Schellenkappe über den Kopf zu ziehen. Er jedoch stieß mich heftig zurück und gebärdete sich umso wütender, je lauter das Gelächter und die Bravorufe von allen Seiten her ertönten:

„Bravo Esel! Hoch lebe der Esel! Dieser da ist der wahre gelehrte Esel!“

Kühn geworden durch den Beifallssturm der Zuschauer, machte ich eine erneute Anstrengung, um den Besitzer mit der Narrenmütze zu schmücken. Je mehr er zurückwich, umso heftiger drang ich vor, bis aus dem Kampfe ein regel-



rechtes Wettrennen wurde. Der arme Mann lief, so schnell er konnte, und ich jagte ihm hinterher, ohne dass es mir gelang, ihm die Kappe aufzusetzen, da ich ihm doch nicht gerade weh tun wollte. Zuletzt glückte es mir, ihm auf den Rücken zu springen, indem ich ihn mit den Vorderfüßen an den Schultern packte und mit aller Gewalt niederdrückte. Er fiel, und ich benutzte seinen Sturz, um ihm die Mütze bis an das Kinn über den Kopf zu ziehen, worauf ich mich eiligst von ihm entfernte.

Der Mann erhob sich. Allein durch die Mütze, welche seine Augen völlig verdeckte, am Sehen gehindert, von dem Fall und Schrecken ganz betäubt, fing er an, hin und her zu wanken, ja sich wie ein irrer Kreisel zu drehen. Und ich, um den Spott zu vollenden, ahmte ihn auf die drolligste Weise nach: Bald wankte ich, bald drehte ich mich um mich selbst herum, bald unterbrach ich mich, um auf ihn zuzulaufen und ihm in die Ohren zu wiehern. Dann wieder stellte ich mich auf die Hinterfüße und sprang bald vorwärts, bald rückwärts wie er.

Es ist unmöglich, die Bravorufe, das Gelächter, das Beifallklatschen der Versammlung zu beschreiben. Niemals hat wohl je ein Esel einen solchen Erfolg, einen solch vollständigen Triumph gefeiert. Die Zuschauer rissen die trennende Schnur nieder und drängten sich zu Hunderten in den abgesperrten Raum. Alle wollten mich streicheln, liebkosen und mich aus der Nähe betrachten. Diejenigen unter ihnen, welche mich kannten, waren stolz darauf und nannten den andern meinen Namen. Sie erzählten ihnen eine ganze Reihe wahrer und falscher Geschichten, in denen ich eine gar herrliche Rolle spielte. Einmal sollte ich einen furchtbaren Brand

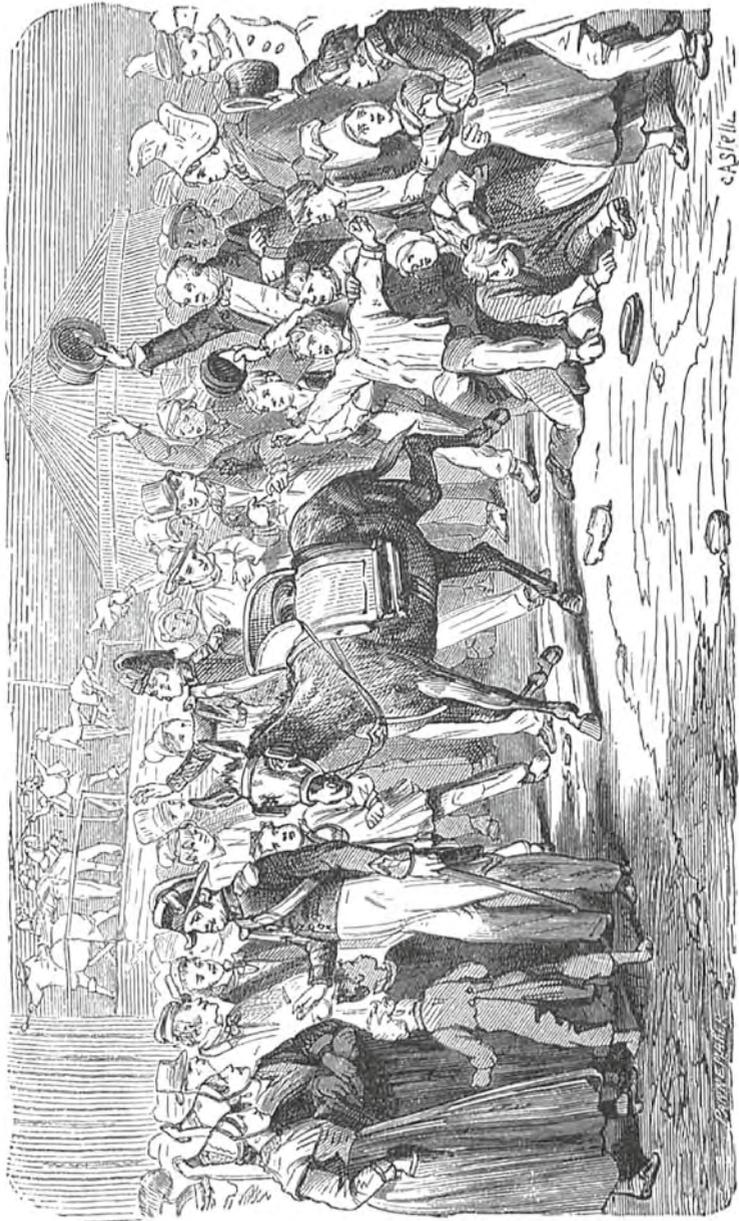


gelöscht haben vermittelst einer Feuerspritze, die ich ganz allein handhabte. Ich sei, hieß es, bis in das dritte Stockwerk gestiegen, hätte die Tür des Schlafzimmers meiner jungen Herrin geöffnet, und als ich sie fest schlafend gefunden, sie vom Bette gerissen, auf meinen Rücken gehoben. Und da die Flammen bereits aus den Fenstern geschlagen und die Treppen erfasst hätten, sei ich mit meiner teuren Last vom dritten Stocke aus in den Hof hinabgesprungen. Weder sie noch ich hätten uns dabei im Geringsten verletzt, weil der Schutzengel meiner frommen Gebieterin uns unsichtbar begleitet und ganz sanft zur Erde hinabgelassen habe.

Ein anderes Mal sollte ich ohne sonstige Beihilfe fünfzig Räuber erdrosselt haben, und zwar einen nach dem andern, so rasch und mit einem einzigen Bisse, dass keiner zuvor wach geworden sei, noch Zeit gehabt hätte, seinen Kameraden irgendein Zeichen zu geben. Darauf sei ich in eine unterirdische Höhle hinabgestiegen, um an die hundertfünfzig arme Gefangene zu befreien, welche die Räuber dort gemästet und angekettet gehalten hätten, um sie später bei ihren Festgelagen zu verspeisen. Und endlich sollte ich bei einem Wettrennen die schnellsten Pferde der ganzen Umgebung besiegt und in fünf Stunden, ohne anzuhalten, fünfundfünfzig Meilen zurückgelegt haben!

Je toller diese Erzählungen klangen und je größere Verbreitung sie fanden, desto höher wuchsen die Bewunderung und der Enthusiasmus der guten Leute. Das Gedränge wurde so groß, dass ich zu ersticken vermeinte und die Gendarmen mir schlussendlich zu Hilfe kommen mussten. Aber auch jetzt noch wollte es mir nicht gelingen zu entkommen, da die jubelnde Menge mich im Triumphe wegzuführen, ja





wegzutragen gedachte. Um dieser Ehre zu entgehen und mir den freien Durchgang zu erzwingen, blieb mir zuletzt nichts anderes übrig, als anscheinend nach rechts und links zu beißen und auszuschlagen, wobei ich aber ängstlich besorgt war, niemand zu verletzen.

Die List gelang, und endlich der Volksmenge entronnen, suchte ich nach Ludwig und Jakob, die zu meiner Beruhigung gleich im Anfange des Gedränges mit den übrigen Kindern durch ihre Väter vom Platze weggeführt worden waren. Allein vergebens, ich konnte sie nirgends erspähen. Da ich nicht wollte, dass meine lieben kleinen Herren den Weg nach Hause zu Fuß zurücklegen müssten, lief ich nach dem Stalle, in welchen wir gewöhnlich einzustellen pflegten. Ich fand ihn leer, alle waren bereits weggefahren. Nun eilte ich, so schnell mich meine Füße trugen, die Sandstraße entlang, die nach dem Schlosse führt. Und es dauerte auch keine zehn Minuten, da hatte ich die zwei Wagen bereits eingeholt, in welchen die Kinder mit ihren Eltern saßen. Sobald die Kinder meiner ansichtig wurden, riefen sie jubelnd: „Cadichon! Cadichon!“

Die Wagen mussten anhalten, denn Ludwig und Jakob ließen es sich nicht nehmen, auszusteigen, um mich zu umarmen, mir Glück zu wünschen und mich zu Fuß nach Hause zu begleiten. Ihrem Beispiel folgten Johanna und Henriette, Peter und Heinrich und zuletzt auch Elisabeth, Magdalena und Kamilla.

„Seht ihr“, riefen Ludwig und Jakob den übrigen stolz zu: „dass wir Cadichons Verstand besser beurteilt haben als ihr? Erkennt ihr nun, wie gescheit er ist, und wie rasch er dem einfältigen Mirliflor die Kunststücke nachgemacht und des-



sen albernen Herrn in allem und noch weit besser verstanden hat?“

„Es ist wahr“, sagte Peter: „Ich möchte nur wissen, warum er die Narrenkappe durchaus dem Manne aufsetzen wollte. Hat er denselben tatsächlich für einen Einfaltspinsel gehalten und begriffen, dass die Narrenkappe ein Zeichen der Dummheit ist?“

„Ganz gewiss. Ich bin davon überzeugt. Er hat wirklich Verstand genug dazu“, meinte die kleine Kamilla. Und Elisabeth entgegnete lachend:

„Ha, ha, ha! Das sagst du jetzt nur, weil er dir, als der Schönsten, den Strauß überreicht hat.“

„Oh nein! Daran dachte ich eben gar nicht. Da du mich aber daran erinnerst, fällt mir ein, wie sehr ich darüber erstaunt war und wünschte, er möge lieber Mama die Blumen bringen. Denn sie war wirklich die Schönste der ganzen Gesellschaft.“

„Du hast sie vertreten, liebe Kamilla“, rief Peter galant: „Und in der Tat, von meiner Tante abgesehen, hätte der Esel keine bessere Wahl treffen können.“

„Nun, und ich, Peter? Bin ich etwa hässlich?“, empörte sich Magdalena eifersüchtig.

„Gewiss nicht, hoffe ich wenigstens. Aber, wie du weißt, hat jedermann seinen eigenen Geschmack. Und Cadichons Geschmack ließ ihn eben Kamilla wählen.“

„Anstatt uns über schön und hässlich zu streiten, sollten wir lieber Cadichon fragen, wie er denn alles so gut verstehen konnte, was der Mann sagte. Ich jedenfalls finde dies sehr verwunderlich!“



„Du hast Recht, Henriette. Wie schade, dass Cadichon nicht sprechen kann. Was würde der uns für Geschichten zu erzählen haben!“

„Das ist wohl wahr“, seufzte Elisabeth: „Aber warum sollte er uns eigentlich nicht verstehen? Ich habe einmal die Lebensbeschreibung einer Puppe gelesen. Sieht nun aber etwa eine Puppe so aus, als ob sie einen verstehen könnte? Und doch hat die Puppe in dem Buch geschrieben, dass sie alles gesehen, gehört und verstanden habe.“

„Glaubst du das etwa wirklich, Elisabeth?“, fragte Heinrich zutiefst verwundert.

„Aber ganz gewiss! Warum sollte ich es nicht glauben?“

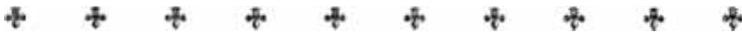
„Na gut, nehmen wir einmal an, du hättest Recht. Wie aber hätte denn dann die Puppe schreiben können?“

„Ganz einfach. Sie hat des Nachts mit einer ganz kleinen Kolibrifeder geschrieben und die Blätter dann unter ihrem Bett versteckt“, antwortete Elisabeth unschuldig, als sei es das Normalste von der Welt.

„Glaube doch keine solche Dummheiten, Elisabeth!“, unterbrach sie Magdalena heftig: „Eine Dame ist die Verfasserin der ‚Lebensbeschreibung einer Puppe‘. Und um das Buch unterhaltender und anziehender zu machen, hat sie sich hinter der Figur der Puppe versteckt und diese als selbstständig auftreten und sprechen lassen.“

„Du meinst also ernsthaft, dass keine Puppe das Buch geschrieben habe, Kamilla?“

„Ganz sicher nicht, Elisabeth! Wie sollte denn eine Puppe, die nicht lebendig, sondern aus Holz und Leder gefertigt und mit Kleie ausgestopft ist, nachdenken, sehen, hören und schreiben können?“



„Na siehst du. Genau das meinte ich ja. Wenn schon eine Puppe aus Holz und Leder alles sehen und hören kann, um wie viel mehr muss dies dann ein Esel wie Cadichon aus Fleisch und Blut können!“

Unter diesem und ähnlich unsinnigem Geplauder der Kinder waren wir vor dem Schlosse angelangt. Im Sturmschritt eilte die Rasselbande zu ihrer Großmutter hinauf, welche zu Hause geblieben war, und erzählte ihr bis ins Einzelne alles, was ich getan, und wie ich alle Anwesenden durch meine Klugheit und Geschicklichkeit überrascht und entzückt hatte.

„Ja, unser Cadichon ist aber auch wirklich ein ganz und gar außergewöhnliches Geschöpf“, rief die Großmama aus, indem sie zu mir herabkam, und mich liebevoll streichelte: „Ich habe schon manche sehr gescheite Esel gekannt, die viel klüger waren als andere Tiere, aber nie einen, der so gescheit gewesen wäre wie Cadichon! Wir müssen schon zugeben, dass man die Esel oft sehr ungerecht und falsch beurteilt!“

Gerührt von diesen einsichtigen Worten, drehte ich mich nach ihr um und blickte sie voller Dankbarkeit an.

„Mein Gott! Man sollte wirklich meinen, er habe mich verstanden“, fuhr sie mit wachsendem Erstaunen fort, und mir auf den Hals klopfend, fügte sie freundlich hinzu: „Sei überzeugt, mein armer Cadichon, dass ich dich niemals verkaufen werde, so lange ich lebe. Du sollst es stets gut bei uns haben und bestens gepflegt sein, gerade als ob du alles verständest, was mit dir und um dich herum vorgeht!“

Ich seufzte tief, da ich bei diesen Worten unwillkürlich an das Alter meiner lieben guten Herrin denken musste! Sie war neunundfünfzig Jahre alt, und ich kaum neun oder zehn!



Meine Blicke richteten sich von ihr auf ihre blühende Enkelschar und aus innerstem Herzensgrunde flehte ich: Oh ihr, meine lieben jungen Gebieter, behaltet mich bei euch, wenn eure teure Großmama einst sterben sollte. Ich beschwöre euch, verkauft mich dann nicht an einen anderen Herrn, sondern lasst mich in eurem Dienste arbeiten, leben und sterben!

Was den unglücklichen Besitzer des gelehrten Esels betraf, so sollte ich später den bösen Streich noch bitter bereuen, den ich ihm heute gespielt, und durch welchen ich ihm und seinem armen bedauernswerten Mirliflor, wie ihr noch sehen werdet, den allergrößten Schaden zugefügt hatte. Und alles geschah nur in dem törichten Verlangen, meinen hellen Geist zu zeigen und meine Geschicklichkeit bewundern zu lassen, als ob dies Dinge seien, die im Leben irgendwelche Wichtigkeit besäßen. Glaubt es mir, einem nunmehr altersweisen Esel, der das Leben in allen seinen Höhen und Tiefen kennenlernen musste. Was allein zählt, sind die Dinge, die aus reinem Herzen kommen. Alles andere macht Euch im Alter traurig und lastet schwer wie Wackersteine auf Eurer armen Seele.





Epilog

„**A**ch ja“, seufzte ich tief. Seit diesem denkwürdigen Spätsommernachmittag ist viel Zeit ins Land gegangen. Schon lange zähle ich nicht mehr die Jahre und ich bin alt, sehr alt geworden. Wieder ist es Sommer und das wundersame Sonnenlicht bricht sich wie eh und je geheimnisvoll in den rauschenden Blättern der alten Eiche im Park. Die Wochen, Tage und Stunden kommen und gehen wie die flüchtigen Gedanken, allein um auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Kein Mensch und kein Tier kann sie aufhalten oder gar zurückholen. Was allein bleibt, sind unsere Erinnerungen. Oder sollte ich vielleicht besser sagen, die Erinnerungen der Erinnerungen? Denn unaufhörlich scheinen selbst die sich auf unerklärliche Weise zu verändern, so dass ich manchmal nicht einmal mehr weiß, was ich weiß. Und so bin ich froh, meine Erlebnisse und Abenteuer aufgezeichnet zu haben. Denn mit ihnen kann ich, wenn ich in Zweifel gerate, mich vergewissern, dass alles tatsächlich so passiert ist, wie es mir in meiner Erinnerung erscheint.

Und diese bescheidenen Aufzeichnungen sind vermutlich das Einzige, was bleibt. Auf den ersten Blick vielleicht nicht viel. Doch sind es nicht unsere Erinnerungen, die allein eine gewisse Dauerhaftigkeit auf dieser flüchtigen Welt besitzen, und die uns dadurch, wenn auch nur für einen kurzen Au-



genblick, die Zeit lassen, einmal tief Luft zu holen oder auch tief zu seufzen ...?

Wenn ich so über mein Leben nachdenke, werden dem einen oder anderen Leser meine Erlebnisse klein und unbedeutend vorkommen. Doch das sind sie nicht! Denn jeder macht sich die Welt so groß oder klein, wie er es gerade für richtig hält. Diese Größe oder Kleinheit ist aber nur in seiner Vorstellung. Tatsächlich nämlich, und dies wissen wir Tiere ganz genau, gibt es kein größer oder kleiner bezüglich des Lebens. Denn das Leben ist einfach nur das, was es ist: der Versuch, gemeinsam mit sich und den anderen glücklich zu sein. Und mehr gibt es dazu nicht zu sagen ...

Nun gut, seit jenem feierlichen Tage, als die liebe Großmama mich in die Verantwortung des kleinen Jakob übergeben hatte, schien dieser mich immer noch mehr zu lieben als zuvor. Meinerseits tat ich mein bestes, um auch ihm meine ganze Liebe zu zeigen, mich ihm angenehm und nützlich zu machen, und auch den anderen Bewohnern des Hauses. Niemals hatte ich Ursache, die kleinen Überwindungen zu bereuen, die meine Umkehr zu einem besseren Leben mir auferlegt hatten. Denn alle, Mensch und Tier, waren mir jetzt noch weit mehr zugetan als je zuvor. Ich fuhr fort, über die Kinder zu wachen, sie vor gar manchen Unfällen zu behüten und vor schlechten Menschen zu schützen.

August kam nach wie vor oft auf das Schloss, niemals aber, ohne mir einen besonderen Besuch abzustatten und mir eine kleine Freude zu bereiten. Meist brachte er mir einen Leckerbissen mit, einen Apfel, eine Birne oder ein gutes Brot mit Salz, von dem er wusste, dass ich es ganz besonders mochte. Diese lieben Gesten zeigte mir immer aufs Neue, wie sehr



ich mich getäuscht hatte, als ich an der Güte seines Herzens zweifelte, und wie leicht derartige Täuschungen geschehen können. Drum, liebe Leser, passt nur immer fein auf, dass Ihr Euren Mitmenschen und Tieren kein Unrecht tut, wie ich es einst in meiner Unwissenheit dem guten August gegenüber tat.

Lernt an meinem Beispiel aber bitte auch, dass diejenigen, die mitunter die Dümmeren zu sein scheinen, es oft bei weitem nicht sind. Und dass ein Esel, gerade so gut wie jedes andere Geschöpf auf Erden, Verstand und Herz genug besitzt, um die Welt zu verstehen, um Treue, dankbare Hingebung und Liebe zu schenken, und um eine ungerechte und schlechte Behandlung gar bitter zu empfinden!

Es liegt allein in der Kraft eines jeden Einzelnen von Euch, die Tiere glücklich oder unglücklich zu machen, sie durch eine liebevolle und achtsame Behandlung zu Eurem besten Freund und Beschützer zu gewinnen, wie es mit mir und dem treuen kleinen Jakob geschah.

Ja, die Liebe Jakobs zu mir und meine Liebe zu Jakob zeigen mir ganz klar, dass Mensch und Tier in der Tat echte Freunde werden können! Leider sind die meisten Menschen noch immer nicht reif für diese Einsicht. Weder achten und lieben sie uns, noch erlauben sie uns hilflosen, unglücklichen Tieren in Würde und Freiheit zu leben. Im Gegenteil werden meine Gefährten tagtäglich von den Menschen gequält und geschunden, zu Millionen in den Schlachthäusern ermordet und aus schäbiger kurzer Lust tagtäglich aufgefressen.

So lange dies so ist, bleibt mir, einem armen Esel, nur stille zu halten und auf bessere Zeiten zu hoffen. Denn ihr wisst ja, der Klügere gibt nach!



Ach ja, was Euch gewiss noch interessieren wird, ist, wie es denn angehen kann, dass ein Esel wie ich ein so dickes Buch zu schreiben vermochte. Nun, das ist eigentlich ganz einfach. Eines Tages fand ich auf der großen Wiese im Schlosspark das ABC-Buch meines kleinen Jakob im Grase. Interessiert blätterte ich darin herum und merkte gar bald erstaunt, dass auch Esel lesen zu lernen vermögen. So nutzte ich seitdem begierig jede Gelegenheit, Jakob bei seinen Unterrichtsstunden über die Schultern zu schauen. Und es dauert keine drei Wochen da las ich bereits die Puppengeschichten der kleinen Elisabeth und später gar die dicken Romane der lieben Großmama. Als die Kinder eines Abends wieder einmal darüber diskutierten, inwieweit Esel denken und die Menschen verstehen könnten und keiner meinem kleinen Freund Jakob bezüglich meiner Verständigkeit glauben schenken wollte, kam mir spontan die Idee, meine Lebenserinnerungen als besten Beweis dafür aufzuzeichnen. Und so begann ich gar bald, zunächst mit meiner Pfote im Sand, später dann mit meinem Munde und einem Stück Holzkohle an der Stallwand und schließlich mit Bleistift auf Papier, fleißig Buchstaben, Worte und zum Schluss ganze Sätze schreiben zu lernen. An den langen Winterabenden entstand dann schließlich beim schwachen Schein der Petroleumlampe dieses Buch, das Ihr, liebe Leser, nun in Euren Händen haltet.

Gerade eben wollte ich den Stift endgültig aus dem Munde legen, da viel mir ein, dass ich Euch noch immer eine wichtige Antwort schuldig geblieben bin: Gewiss erinnert Ihr Euch an meine Gedanken während meiner durch übermäßigen Hafergenuss entstandenen Krankheit. Damals ging mir die schwierige Frage durch den Kopf, was denn den



Menschen fehle, was sie daran hindere, wie wir Tiere einfach nur glücklich zu sein? Ihr werdet es kaum glauben. Dank meiner tiefen Freundschaft zu dem kleinen Jakob habe ich es herausgefunden. Es ist die Liebe, die Liebe zu sich selbst. Nur wenn die Menschen sich selbst lieben lernen, wenn sie Geduld mit sich haben und bereit sind, sich so anzunehmen, wie sie sind mit all ihren Fehlern und Stärken, erst dann werden sie fähig, diese Liebe auch anderen Wesen zu schenken wie zum Beispiel uns Tieren. Nur deshalb war und ist der kleine Jakob im Vergleich zu allen andern Bewohnern und Gästen des Schlosses fähig, mich so bedingungslos zu lieben. Und dies ist auch der einzige, wenngleich große Unterschied zwischen den Menschen und uns Tieren ...

Euer kluger Esel Cadichon





Jakobs Nachtrag

Hier enden die Aufzeichnungen des klugen Esels Cadichon. Mein Name ist Jakob de Ségur. Ich bin, oder besser, ich war der kleine Junge, von dem der gute treue Cadichon in den vorigen Kapiteln so ausführlich berichtet hat. „War“ sage ich nur deshalb, weil ich mittlerweile 14 Jahre alt und demzufolge nicht mehr klein bin. Seit vier Jahren wohne ich mit meinen Eltern dauerhaft im Schlosse bei meiner lieben Großmama, der wir aufgrund ihres Alters nun ein wenig mehr zur Hand gehen müssen. Dadurch bin ich glücklicherweise jeden Tag mit meinem lieben Cadichon zusammen. Und ich kann mit Fug und Recht behaupten, dass er mein allerbestester Freund ist.

Was euch gewiss interessieren wird: Cadichon ist nicht mehr allein. Er hat bereits fünf Kinder und sieben Enkelkinder, mit denen er tagtäglich große Spaziergänge durch den Park und in die angrenzenden Wälder und Felder unternimmt.

Von seinen Aufzeichnungen hatte mir Cadichon nie etwas erzählt. Ich fand sie erst vor wenigen Monaten eher durch Zufall ganz verstaubt in einem Verschlag in seinem Stall. Gewiss hatte er sie völlig vergessen. Denn nach meiner Rechnung musste er sie bereits vor 9 Jahren, da ich selbst gerade einmal 5 Jahre alt war, begonnen und vor etwa 5 Jahren beendet haben. Als ich Cadichon sein Manuskript zeigte und



ihn fragte, ob Großmama und ich es lesen dürften, wieherte er laut auf vor lauter Glück und Freude. Von Großmama kam auch die Idee, seine Lebenserinnerungen und Abenteuer drucken zu lassen, damit alle Welt auf diese Weise mehr über die Tiere im Allgemeinen, die Esel im Besonderen erfahren und zugleich von ihnen zu lernen vermöge.

Damit möchte ich mich ganz lieb von Euch verabschieden, allerdings nicht ohne dass ich Euch eine letzte Botschaft von Cadichon mit auf den Weg gegeben habe. Besser gesagt, handelt es sich eher um eine Frage, die ich viele Monate später auf einem losen Zettel fand, fast genau an derselben Stelle, an der ich auch seine übrigen Aufzeichnungen zuvor entdeckt hatte. Ich weiß beim besten Willen nicht, warum er diese letzte oder vielleicht auch vorletzte Seite aus seinem Manuskript herausgerissen hatte. Mir jedenfalls wollte er es nicht verraten. Hier nun der genaue Wortlaut:

„Lasst mich Euch, meine lieben Leser, die Ihr nun meine Abenteuer und Erinnerungen vollständig gelesen habt, noch eine letzte brennende Frage mit auf Euren hoffentlich allzeit glücklichen Lebensweg geben, die ich leider noch immer nicht zu beantworten vermag: Wohin gehen all die Jahre, Erlebnisse und Erinnerungen? Sie können doch nicht einfach so im Nichts verschwinden ...“

Cadichon, ein Esel, der mittlerweile weiß,
dass er gar nichts weiß.



